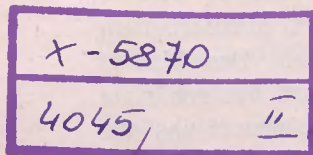


4045 II J. 7.

Karte St. Magburg etc.
Nr. Str. 120



Neue Aufgaben der schlesischen Volkskunde.

Von Dr. Karl Masner.

(Nach einem Vortrage in der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde.)

Das Schlesische Museum für Kunstgewerbe und Altertümer erhielt bei seiner Gründung im Jahre 1899 die doppelte Aufgabe:

- 1) Den Gewerbetreibenden der Stadt Breslau und der Provinz Schlesien die Hilfsmittel der Kunst und der Wissenschaft zugänglich zu machen und den Geschmack in den Kunstgewerben sowie das Verständnis kunstgewerblichen Schaffens in der Bevölkerung zu heben;
- 2) Erzeugnisse der bildenden Künste und des Handwerks, insbesondere solche, welche in Schlesien entstanden sind oder zu Schlesien Beziehungen haben, zu sammeln und wissenschaftlich geordnet öffentlich auszustellen.

Statuten können und dürfen nie Anspruch auf Unfehlbarkeit und ewige Dauer erheben, ich teile aber heute noch die Überzeugung der Statutenverfasser, dass jene doppelte Aufgabe unseres Museums am besten durch ein Institut geleistet wird. Die Sammlungen des alten Kunstgewerbes haben ihren erziehlischen Einfluss auf die zeitgenössische Produktion nicht verloren, wenn auch jene Periode vorüber ist, wo jeder Direktor die glänzende Wirksamkeit seines Museums ad oculos demonstrieren konnte, indem er auf die in Sälen umherwimmelnde Schar der Kopisten hinwies. Wollte man in Breslau ein neues Institut auf musealer Grundlage ins Leben rufen, das nur die Förderung der kunstgewerblichen Produktion ins Auge fasst, so würde dieses eine Zersplitterung der Mittel hervorrufen und dem anderen wissenschaftlich sammelnden Museum Konkurrenz schaffen. Denn es müsste sich auf die alte heimische Tradition stützen und würde daher auch

zum Sammeln von Erzeugnissen des alten schlesischen Kunstgewerbes gelangen. Man tut also gut, die beiden Aufgaben, die unserem Museum zugewiesen sind, die erziehliche und die wissenschaftliche als untrennbar zu betrachten und darauf hinarbeiten, dass beide immer mehr ineinander verschmelzen. Das hindert aber nicht, dass man die eine wie die andere auf das schärfste formuliert und zur Durchführung bringt. Hier kümmert uns nur jener Teil der wissenschaftlichen Aufgabe des Museums, nach welchem es insbesondere solche Erzeugnisse der bildenden Künste und des Handwerks, die in Schlesien entstanden sind oder zu Schlesien Beziehungen haben, sammeln und wissenschaftlich geordnet öffentlich ausstellen soll. Damit ist der Begriff eines schlesischen Landesmuseums gegeben. Unser Museum besitzt weitaus die besten, vielseitigsten und zahlreichsten Denkmäler der alten künstlerischen Kultur des Landes. Weil kein Institut, mag es auch mit den grössten Mitteln arbeiten, jemals diesen Vorsprung einholen könnte, muss unser Museum die Pflichten oder Lasten, die mit diesem Besitze verbunden sind, in ihrer ganzen Konsequenz tragen oder zu tragen wenigstens den guten Willen haben. Ein Landesmuseum kann aber nach den heutigen Forderungen nicht eine Aufstapelung von Gegenständen in indifferenten, nichtsagenden Räumen sein, es muss diese in den alten ursprünglichen Zusammenhang bringen und die letzten, höchsten Einheiten schaffen. Das ist nicht der Innenraum, das einzelne Zimmer, bei dem man gewöhnlich stehen bleibt, sondern das Haus. Das Haus allein kann wenigstens von gewissen Seiten der alten künstlerischen Kultur, von dem Leben bestimmter Volksklassen an bestimmten Orten und zu bestimmten Zeiten eine ausreichende Vorstellung geben, aus der heraus man erst das einzelne Stück verstehen und würdigen lernt. Besonders gilt dies für unsere volkscundlichen Sammlungen.

Unser Museum sammelt seit seiner Gründung sogenannte Bauernaltertümer aus Schlesien. Wir dürfen uns dabei nicht damit rechtfertigen, dass sich sonst niemand dieser Dinge erbarmen würde, also uns einer Guttat rühmen, sondern müssen klipp und klar anerkennen, dass das Sammeln schlesischer Bauernaltertümer in den Pflichtenkreis unseres Museums als integrierender Bestandteil gehört, wenn dieses ein abgerundetes Bild von der alten Kultur Schlesiens geben will, soweit sie sich in den Schöpfungen der

menschlichen Hand äussert. Hier gehen — bei den geistigen Schöpfungen mag es ja anders sein — die Beziehungen zwischen Stadt und Land zu innig hin und her, als dass sich ein trennender Schnitt machen liesse, der hübsch bequem rechts die städtische, links die ländliche Kultur hinlegt. Vieles von dem, was wir Volkskunst nennen — Kunst hier wieder im weitesten Sinne für das Erzeugnis der menschlichen Hand genommen — ist einmal städtische Kunst gewesen oder aus ihr hervorgegangen, oder es repräsentiert uns nicht mehr vorhandene Anfänge der städtischen Kunst. Und wem die wissenschaftlich-historische Bedeutung der Volkskunst gleichgültig ist, der wird wenigstens ihre ästhetische anerkennen oder sich darüber belehren lassen, dass das Kunstempfinden unserer Zeit auf die Volkskunst längst nicht mehr vornehm von oben herabsieht, sondern sogar sehr viel von ihr lernt. Also wir sammeln schlesische Bauernaltertümer und haben schon sehr gute Erwerbungen auf diesem Gebiete gemacht; aber wenn ich die Abteilung jemandem zeige, dann muss ich immer an einen alten Sammler denken, der mir einmal seinen Besitz zeigte und bei jeder wunden Stelle entschuldigend sagte, „es ist nur ein Anfang“, als ob jeder Anfang schlecht sein müsste; und nach seinem Muster beeile auch ich mich immer zu sagen: es ist nur Anfang. In einem einzigen kleinen Raume stehen die verschiedenartigsten Dinge, die Möbel des Hauses und die Geräte der Wirtschaft, Kostümfiguren, ein Webstuhl und unzählige Säckelchen so dicht gedrängt, dass hier nachgerade jede ordnende Hand versagen muss und keine Stimmung hervorrufen kann. Die reiche Sammlung der Kostüme ist in Truhen verschlossen, weil der Platz mangelt, sie aufzustellen, die bemalten Vertäfelungen und Möbel der Krummhübler Bauernstube liegen im Depot. Ihre Aufstellung im Museum würde so weitgreifende Veränderungen und Verschiebungen in der bisherigen Verwendung der Räume im ganzen Hause bedingen, dass die Direktion sie nicht eher befürworten und beantragen kann, bevor sie weiss, ob damit auch wirklich ein Definitivum geschaffen wird. Selbstverständlich aber konnte die Sorge um die Aufstellung dieses Zimmers uns nicht einen Moment abhalten, für seine Erwerbung einzutreten, als sie reif wurde, denn es handelte sich um das einzige vertäfelte und noch ursprünglich eingerichtete Bauernzimmer, das in Schlesien noch existierte oder wenigstens bekannt ist. Und durch unverständige Behandlung wurde es jeden

Tag mehr dem Ruin entgegengeführt. Hier musste die Frage der Aufstellung hinter der der Rettung zurücktreten, wie überhaupt jedes Museum seine Daseinsberechtigung verloren hat, das man dazu verurteilen würde, innerhalb der ihm zugewiesenen Aufgabe nur die bestehenden Verhältnisse ängstlich zu berücksichtigen und nicht an die Zukunft zu denken. Die Geschichte des Museumswesens ist gerade in Schlesien zu reich an solchen Leidensstationen, Versäumnissen und halben Massregeln, als dass man nicht die Zeit vorbereiten müsste, die nach dem in den letzten Jahren glücklich Erreichten die volle Erfüllung aller berechtigten Wünsche bringen wird.

Nicht nur die Raumverhältnisse für die Aufstellung der schlesischen Bauernaltertümer lassen in unseren Museen alles zu wünschen übrig, sondern auch das vorhandene Material selbst. Dem Kenner wird nicht entgehen, dass es nur zufällig zusammengekommen ist. Zu einem Sammeln von Erzeugnissen der Volkskunst, das sich nicht oberflächlich mit ästhetisch schönen Stücken begnügt und auch das Unscheinbare, aber Charakteristische nicht übersieht, gehört Systematik, diese aber hat zur Vorbedingung eine gründliche Kenntnis, die das für die Volkskunst einer bestimmten Gegend Typische herauszufinden weiss. Eine derartige Sachkenntnis muss sich aber entweder auf eine schon vorhandene ergiebige Literatur stützen, oder sie muss erst frisch erworben werden von einem Manne, der das Gebiet der Volkskunst zu seinem Lebensstudium machen will, der mit kunsthistorischer und technischer Bildung ausgerüstet ist, der die Gabe besitzt, mit dem Volke verkehren zu können, der Zeit, Geld und körperliche Kräfte genug hat, um abseits von der Heerstrasse des modernen Verkehrs das Land zu durchstreifen. Bei intensiver Arbeit könnte uns ein solcher Forschungsreisender in zwei Jahren ein abschliessendes Programm darüber vorlegen, was und wie ein Museum für schlesische Volkskunst zu sammeln hätte. Eine derartige Arbeit zu leisten ist aber unser Museum nicht in der Lage, da es keinen seiner Beamten solange entbehren kann. Man wird die Arbeit teilen müssen, was natürlich lange nicht so bald und gründlich zum Ziele führen wird. Aber die Arbeit muss, so oder so, gemacht werden, ehe es zu spät wird.

Und damit wende ich mich an die schlesische Gesellschaft für Volkskunde. Nach § 1 ihrer Satzungen verfolgt sie einen all-

gemeineren und einen besonderen Zweck; sie will das Interesse für volkstümliche Überlieferungen überhaupt beleben und pflegen und will alles, was sich von solchen Überlieferungen in Schlesien erhalten hat, möglichst selbständig sammeln. Den besonderen Zweck sucht die Gesellschaft, wie § 3 ausführt, zu erreichen, indem ihre Mitglieder nach besten Kräften dazu beitragen, dass die im schlesischen Volke lebenden Sagen, Märchen, Volkslieder, Sitten, Gebräuche, mundartlichen Eigentümlichkeiten und Verwandtes nach einem bestimmten von der Gesellschaft anzugebenden Plane in schriftlicher Aufzeichnung gesammelt und der Gesellschaft zugänglich gemacht werden. Es muss der Gesellschaft zum Lobe gesagt werden, dass sie, wie ihre reichhaltigen „Mitteilungen“ beweisen, den besonderen Zweck immer mehr zum Hauptzweck macht; ich darf daher an sie den Appell richten, den Begriff volkstümliche Überlieferungen in Schlesien nicht so eng zu fassen, wie es der § 3 mit seiner Beschränkung auf die Äusserungen des geistigen Lebens tut, und auch die Äusserungen der Volkskunst in Schlesien in seinen Arbeitsbereich zu ziehen. Punkt VI der von der Gesellschaft herausgegebenen Fragebogen nimmt ja dazu schon einen Anlauf, indem er Auskünfte über Hausbau und Volkstracht, Eigentümlichkeiten derselben und Unterschiede vom Nachbarorte mit dem Vermerk: „Zeichnungen sehr erwünscht“, von seinen Mitgliedern verlangt. Gerade so wie ein schlesisches Landesmuseum ohne ausreichende Vertretung der schlesischen Volkskunde nur ein Torso bleiben muss, ist auch die Wissenschaft der schlesischen Volkskunde ohne Erforschung der Volkskunst unvollständig. Darin ist unser Museum auf die Gesellschaft und diese auf uns angewiesen. Und wer möchte leugnen, dass über unserem Wissen von der volkstümlichen Kunst in Schlesien noch ein schwerer Schleier liegt. Die vorhandene Literatur ist sehr dürftig. Ihre Aufzählung bei Partsch, Literatur der Landes- und Volkskunde der Provinz Schlesien, nimmt unter den Rubriken Hausbau und Tracht etwas mehr als eine Seite ein. Die Studien und Veröffentlichungen über den Hausbau sind durchwegs summarischer Art, die Beschäftigung mit der Tracht hat seit den siebziger Jahren keine Fortsetzung mehr gefunden. Beobachtungen über die Dorfanlagen und die Hausbautechniken gibt es nur sehr wenige, über Innenausstattung des Hauses, über Mobiliar, Haus-, Hof- und Feldgeräte, über Bauerntöpferei, bäuerliche Textilkunst und Bauernschmuck, über

die Ornamentik und den Farbensinn meines Wissens noch gar keine. Wie so etwas gemacht werden muss, lehren viele Aufsätze in der Zeitschrift für österreichische Volkskunde, deren Verfasser sich eine Zeitlang in einer bestimmten Gegend festsetzen und dann von der Dorfanlage an alles bis auf das letzte charakteristische Gerät analysieren und durch viele Zeichnungen erläutern. Es wäre sehr zu wünschen, dass ein oder das andere Mitglied unserer Gesellschaft für Volkskunde einmal einen ähnlichen Versuch in einer dazu günstigen Sommerfrische unternimmt. Freilich liegen bei uns die Resultate nicht mehr so offen zutage wie in dem von der nivellierenden Kultur weniger berührten Österreich-Ungarn. Pessimisten werden sagen, es lohne sich in Schlesien überhaupt nicht, die Volkskunst zu studieren und zu sammeln, denn der Osten Deutschlands sei doch nur ein Proletarier der Volkskunst gegen den Westen und besonders Nordwesten. Gewiss, so imposant, so behaglich reich, so alt in der Tradition und so naturwüchsig präsentiert sich unsere Volkskunst nicht wie in Hessen, den Vierlanden oder in Schleswig. Sei's drum, dass wir ärmer sind, — das gestattet uns doch nicht, nur so in allgemeinen Redensarten von unserer Armut zu sprechen und den Umfang des geringen Gutes überhaupt nicht kennen lernen zu wollen. Aber nur dort, wo man nicht hinsieht und sucht, findet man nichts. Wie belebt sich jetzt das früher so leere Bild der Geschichte des schlesischen Kunstgewerbes in überraschender Weise und nimmt eine Gestalt an, die uns selber und den Fremden Achtung einflösst, seitdem unser Museum sich intensiv mit ihr beschäftigt und mit Mitteln ausgerüstet ist, um zu verhüten, dass die Dokumente dieser Geschichte für das Land und die Wissenschaft sowie früher im Antiquitätenhandel spurlos verschwinden.

Nicht nur der wissenschaftliche Fachmann, sondern auch der Künstler und der Amateurphotograph kann im Dienste der schlesischen Volkskunst erspriessliches leisten. Bis jetzt existieren und sind veröffentlicht nur sehr wenige Aufnahmen von schlesischen Bauernhäusern in dem grossen Bilderatlas der schlesischen Kunstdenkmäler von Lutsch und in der vom Verbande deutscher Architekten und Ingenieurvereine herausgegebenen Publikation über das Bauernhaus im deutschen Reiche und seinen Grenzgebieten. Diese beiden Publikationen müssen sich natürlich auf das Notwendigste beschränken, können nur das Typische herausgreifen und die Fülle

der Einzelercheinungen nicht erschöpfen. Soweit ich Schlesien kenne, finde ich es sehr lohnend und notwendig, dass Künstler und Amateurphotographen bei uns recht zahlreiche Aufnahmen von Bauernhäusern machen, bevor diese den rapide fortschreitenden Entstellungen durch Umbau zum Opfer fallen. Worauf es ankommt, würden die Betreffenden wohl sehr schnell lernen. Bald ist ein Haus wegen seiner Lage interessant, bald wegen seiner Bauformen, bald wegen Details, wobei auch der Hof nicht zu vergessen ist. Besonders möchte ich wünschen, dass auch das malerische Element seine Berücksichtigung finde. Dem alten Bauernhaus und seiner Umgebung ist oft ein wunderbarer Zusammenklang von Natur- und Menschenwerk eigen, in dem ich eine der schönsten Äusserungen der Volkskunst erblicke. Auch dieses künstlerische Empfinden, das spielend die lieblichsten Bilder hervorzaubert, geht mit Riesenschritten seinem Ende entgegen, seitdem der städtische Baumeister das flache Land mit seinen nüchternen Kästen, den mit allem Komfort der Neuzeit ausgestatteten Miniaturausgaben der städtischen Mietskasernen beglückt. Ausgezeichnete Aufnahmen von Bauernhäusern aus Österreichisch-Schlesien hat das Troppauer Museum durch den Maler Zdrasila anfertigen lassen, archäologisch getreu und doch künstlerisch empfunden; nur dass Zdrasila absichtlich die Umgebung des Hauses unterdrückt hat, um das Format nicht unnötig zu vergrössern, während ich sie in manchen Fällen als etwas sehr wesentlich betrachte. Was dem kleinen Troppau möglich war, müsste doch auch bei uns zu erreichen sein. Natürlich dürfte man nicht frisch drauf los mit gemalten Aufnahmen anfangen, bevor man eine gewisse Übersicht gewonnen hat.

Liegt nun erst ein Corpus vorwiegend photographischer Aufnahmen von alten Bauernhäusern aus allen Teilen des Landes vor, übersieht man die Typen und ihre besten Vertreter, dann ist die Zeit gekommen, um der schlesischen Volkskunst als Ganzem und in ihren Teilen in Breslau ein würdiges museales Heim zu bereiten. Die Krummhübler Stube findet, darüber wird wohl niemand ein Wort verlieren, ihre beste Aufstellung in einem alten Bauernhause aus jener Gegend, und ebenso bedürfen unsere übrigen Bauernaltertümer der entsprechenden Umgebung. Schon der bisherige Besitz, bei dem man nicht die reichen im Depot liegenden Trachtensammlungen vergessen darf, würde ein Haus bequem füllen. Aber

vor allem müssten Häuser und Bauten selbst, welche die verschiedenen Typen volkstümlicher Baukunst in Schlesien repräsentieren, Sammelobjekt werden und ein Museum bilden. In grossartigster Weise ist dieser Gedanke in den Hauptstädten der skandinavischen Länder durchgeführt, ich erinnere an das berühmte Museum Skansen in Stockholm und das erst vor wenigen Jahren mit fünf oder sechs Häusern und einer riesigen Sammlung alter landwirtschaftlicher Geräte eröffnete Museum in Lyngby bei Kopenhagen, das, soviel ich weiss, fast nur aus privaten Mitteln zusammengebracht wurde. Ich fürchte nicht, dass ein solches Freiluftmuseum auf schlesischer Grundlage der Vielseitigkeit ermangeln würde. Den Mittelpunkt würde etwa eine der schlesischen Holzkirchen bilden, von denen die Stadt Breslau vor wenigen Jahren eine der schönsten und originellsten, die von Mikultschütz, angeboten bekam, aber refüsierte, bis sie im Stadtpark von Beuthen Unterkunft fand; daran müssten sich die charakteristischen Typen von Wohnhäusern und sonstigen Bauten volkstümlicher Art aus allen Teilen des Landes schliessen, wobei man sich nicht sklavisch an die Grenzen halten dürfte, denn ob man sich eine besonders charakteristische Gebirgsbaude von der schlesischen oder der böhmischen Seite holt, halte ich für gleichgültig. Natürlich wird ein solcher Komplex sich nur an der Peripherie der Stadt ausbreiten können: so etwa im Scheitniger Park, wo die einzelnen Gebäude die entsprechende landschaftliche Lage erhalten können. Man darf wohl annehmen, dass ein solches Museum sich volkstümlicher Beliebtheit erfreuen und in den Nachmittagsstunden der schönen Jahreszeit viele Besucher des Scheitniger Parkes anlocken würde. Erholung könnte sich hier mit Belehrung und ästhetischem Genusse verbinden. Gerade für die idyllische Verbindung von Natur und Menschenwerk, in der der Kampf ums Dasein seine brutale Schärfe zu verlieren scheint, für den stillen Frieden eines efeumspinnenden, in die Blumen des Gärtchens versenkten und von Bäumen überragten Bauernhauses sind die Grossstädter sehr empfänglich, und ich bin überzeugt, dass eine solche Anlage sehr dazu beitragen würde, in Breslau für das Einfamilienhaus Stimmung zu machen, von dem allein eine Gesundung unserer gesamten Wohnungs- und künstlerischen Kultur zu erwarten ist. Breslau ist nicht reich an Sehenswürdigkeiten; warum soll es nicht einmal etwas erhalten, was andere deutsche Städte noch nicht be-

sitzen und mit einer echt nationalen Idee vorangehen, für deren Verkörperung der am weitesten nach Osten vorgeschobene Vorort deutscher Kultur wie keine andere Stadt berufen erscheint? Zur Durchführung des Projektes gehört nur ein gewisser Unternehmungsgeist, Entschlossenheit und das Zusammenwirken öffentlicher und privater Faktoren. Die Höhe des erforderlichen Anlagekapitals schätze ich viel geringer als das, was man mehr als einmal für minderwertigere Zwecke vorübergehender Veranstaltungen ohne Murren geopfert hat, und die Betriebskosten würden zum Teile durch einen Restaurationsbetrieb eingebracht werden, in dem ich keine Entwürdigung der ernsten Aufgaben eines Freiluftmuseums erblicke. Es bleibt der Phantasie anheimgestellt, sich auszumalen, wie hübsch es sein müsste, in einer solchen stimmungsvollen Umgebung den Nachmittagskaffee zu schlürfen und ländliche Freuden schon vor dem knappen Sommerurlaub zu genießen. In der Gerhart-Hauptmann-Nummer der „Jugend“ hat ein Schlesier, ohne Verbitterung, ganz als etwas Selbstverständliches von seiner Heimat gesagt: „Zum Torso bestimmt, es ist das Schicksal alles Schlesiens“. Hoffen wir, dass diese Worte auf unser schlesisches Museum für Kunstgewerbe und Altertümer keine Anwendung finden, und dass es den Ausbau zu einem schlesischen Landesmuseum erleben wird.

Einiges über Rhythmus, Wort und Weise.

Von Dr. Konrad Gusinde.

Im Anfange war der Rhythmus!

Unsere Rede ist nicht nur die Summe einzelner, ihren Eigenton tragender Worte, sondern Sätze und Satzteile haben ihre besondere sprachrhythmische Gliederung, ihren besonderen Satzakzent, der über den Wortakzent und das streng Taktische triumphiert¹⁾.

Werden nun die Worte nach bestimmten Zahlenverhältnissen geordnet, wird die Sprache zum Verse, so muss auch hier der Satzakzent zur Geltung kommen. Ein zu starkes Betonen des Worttaktes (Skandieren) wäre, abgesehen vom Auszählreim, ein arger Fehler, der das Charakteristische des kindlichen Vortrags ausmacht. Das Kind klebt an Wort und Verstakt, verständiger Vortrag folgt den Linien des Sprachrhythmus.

¹⁾ Sievers PBB. 13, 121 ff.

Tonhöhe, Kraft und zum Teil auch Dauer machen das Wesen des Akzentes aus. So hat die Sprache und der gesprochene Vers schon eine Art von melodischem Element, hervorgebracht durch die sprachrhythmische Gliederung und Betonungsabstufung unter der Herrschaft des Satzakzentes. Es sind allerdings nicht wie beim Gesange verschieden hohe, fest bestimmte Töne, sondern meist Gleittöne, und die Intervalle der sprachlichen Akzentuation sind viel beschränkter als die des Liedes. In den Sprachen mit musikalischem Akzente wird diese Beschränktheit weniger hervortreten. Der Inder regelte die Satzbetonung nach besondern Gesetzen, in den griechischen Akzentregeln befolgt jeder Tertianer unbewusst dieses Gesetz. Aber auch im Lateinischen erkennt die Wissenschaft die Wirkung des Satzrhythmus, der stärker ist als der Wortakzent. Und mag in unserer Sprache auch der dynamische Akzent herrschen, Tonhöhe und Tondauer gehören doch auch mit zum Wesen dieses Akzentes.

Für den Vortrag einer Dichtung ist, abgesehen vom Tempo, vor allem die Tonlage von Wichtigkeit, ob hoch oder tief, ob stetig oder mit wechselnder Stimmhöhe, ferner die Grösse der Intervalle¹⁾. Alles dies sind im Grunde musikalische Elemente. Unsere metrische Wissenschaft ist längst nicht mehr lediglich sprachlicher Art, sondern sie zieht all diese sich mit dem Sprachlichen verbindenden Faktoren mit in ihren Kreis, um so auch die Erkenntnis des rein Musikalischen zu fördern.

Wie Sievers²⁾ gezeigt hat, bilden sich geradezu melodische Typen heraus, die selbst für die Echtheitskritik wertvoll werden können. Der eine Dichter hat fast durchweg am Ende seiner Verse Tiefschlüsse, der andere steigende, Hochschlüsse³⁾. Goethe verwendet diesen Unterschied sogar zur Charakterisierung der Personen, so dass die eine mit Tief-, die andere mit Hochschlüssen spricht (Faust, Natürliche Tochter).

¹⁾ Vgl. Sievers, Über Sprachmelodisches in der deutschen Dichtung, Rektoratsrede, Leipzig vom 31. Oktober 1901 S. 27.

²⁾ a. a. O. S. 28 ff., wo es eine beachtenswerte Analyse des Faustmonologs nach der sprachrhythmischen und sprachmelodischen Seite hin gibt. — Siehe auch Saran, Melodik und Rhythmik der „Zueignung“ Goethes in den Studien z. dtsch. Phil. Festgabe für die 47. Philologenvers. Halle 1903.

³⁾ So sind nach Sievers' Meinung auch in dieser Beziehung die Lenz'schen Friderikenlieder durchaus verschieden von der Goetheschen Melodik der 6 echten (S. 32).

Äusserst feine Apparate dienen heute zur graphischen Aufzeichnung gesprochener und gesungener Texte, wobei alle Faktoren, die den Vortrag gestalten, wie Höhe, Stärke, Tonfärbung in den Lautkurven eingetragen werden. Sicher ist von diesen Versuchen eines Rousselot und eines Scripture noch eine grosse Förderung unserer Einsicht zu erwarten.

Woher hat nun der Rhythmus seinen Ursprung?

Er steht am Anfange aller poetischen Entwicklung. Rhythmus regelte seit je und regelt noch heute die Arbeit des Menschen, vor allem die körperliche des auf niederer Kulturstufe stehenden¹⁾. Man beobachte Drescher oder Steinklopfer bei der Arbeit. Noch deutlicher wird die eigenartige, die Arbeit wesentlich erleichternde Bedeutung des Rhythmus beim Lasten bewegenden Arbeiter. Wie bei einem militärischen Befehle sind Ankündigungs- und Ausführungskommando zu scheiden, jenes langgezogen und tiefer, dieses kurz, scharf betont, hoch, um eine Quart oder Oktave höher als jenes. Oder man denke an den selbst die müdesten Glieder zusammenreissenden Marschrhythmus, der um so straffer wirkt, je einfacher er ist, für den selbst der jeder Tonhöhenbewegung bare Trommelmarsch ausreicht.

Zur Erleichterung der Arbeit dienend und ihrer Eigenart angepasst, wurde dann der Rhythmus angewandt bei feierlichen Veranstaltungen, die in Ton und Pantomime zunächst Nachahmungen der Arbeit waren²⁾. So begann der Rhythmus sich allmählich selbständig zu machen.

Waren in den angeführten Fällen tonale Elemente mitvertreten, so stehen sie doch in zweiter Linie. Der Klang der Arbeitswerkzeuge mag häufig ihnen zugrunde gelegen haben³⁾.

Und erst ganz allmählich kam zum Rhythmisch-Tonalen, d. h. zum Musikalischen das Sprachliche hinzu. Klangmalende Naturlaute gingen voraus. Schliesslich handelte der Text über die Arbeit selbst oder eine sonstwie den Menschen berührende Angelegenheit. Er wurde zum Preis eines Gottes, zur Darstellung eines Ereignisses, Erlebnisses, Zustandes. Aber von vorn herein war das Sprachliche

¹⁾ K. Bücher, Arbeit und Rhythmus³, Leipzig 1903.

²⁾ Wundt, Völkerpsychologie I 1, Leipzig 1900, S. 263 ff.

³⁾ Wundt a. a. O.

im Verhältnis zum Melodischen ganz und gar Nebensache, wie das Melodische seinerseits weit hinter dem Rhythmus zurückstand.

Und doch sind Rhythmus und Tonalität miteinander eng verwandt. Beides sind Bewegungen, jener nach der Breite, diese nach der Höhe. Beide Arten sind durch Zahlen darstellbar, und es wird kaum Zufall sein, dass die grössten Mathematiker unter den alten Philosophen, die Pythagoräer, zugleich die bedeutendsten Musiker des Altertums waren.

Hatte sich zur Melodik ein regelrechter Text gefunden, so war die Verbindung da, die auch heute noch das Grundwesen vertonter Poesie ausmacht. Wenn aber heute etwa ein Lyriker einen Text dichtet, und irgend einmal später ein Tondichter ihn vertont, so ist das nicht das Ursprüngliche. Wort und Weise, Dichter und Komponist, waren von Hause aus eins. Ja, der Vortragende und Begleitende war meist auch noch in derselben Person vereinigt. Dichter und Komponist gehörten im Altertum zusammen, sie sind auch im Mittelalter noch vereinigt. Walther von der Vogelweide und Neidhart sind als Musiker wahrscheinlich ebenso hervorragend wie als Dichter gewesen.

Später war das eine Seltenheit. Fast immer aber, mit Ausnahme des Volksliedes, das vorhandene Volksweisen aufgreift, ist der Musiker der zweite. Drum ist es auch unnatürlich, wenn man z. B. Mendelssohns Liedern ohne Worte oder Schumanns Kinderszenen nachträglich Texte unterlegen will.

Was ist aber Melodie?¹⁾

Das Wesen der Melodie liegt zunächst in der Abwechselung verschieden hoher Töne. Darauf beruht der Choral. Und in seiner

¹⁾ Vgl. H. Rietsch, Die deutsche Liedweise, Wien und Leipzig 1904. Ein für allemal sei auf dieses klare und verständliche Buch hingewiesen. Die folgenden Ausführungen sollen zugleich seiner Empfehlung dienen und benutzen mehrfach Rietschs Ausführungen.

Im Anhang druckt Rietsch die Weisen der Sterzinger Mischhandschrift, von denen ich die Neidhartweisen in der „Festschrift des germanistischen Vereins in Breslau“ 1902 S. 223 veröffentlicht habe. Ausserdem gibt er eine genaue Beschreibung der Hdschr. (wozu für mich keine Veranlassung vorlag) unter Ergänzung von Zingerles Bericht (Sitzungsber. der phil.-hist. Kl. der Akad. d. Wissensch. 54. Bd., Wien 1867 (Jahrg. 1866 S. 293 ff.). —

In der Anm. zu 10 (S. 239) hat R. mich missverstanden. Das Zerreißen des Podatus fällt lediglich dem Lithographen zur Last. Was sollte auch das

vormetrischen Zeit hat auch das weltliche Lied auf dieser Stufe gestanden, wobei nur der Sinn der Textworte den Vortrag regelte. doch für unsere Anschauung genügt die Erklärung nicht. Man kann heute dieselbe Aufeinanderfolge von Tönen zu wesentlich anderen Melodien machen, je nachdem man Längen und Kürzen verteilt oder etwa $\frac{3}{4}$, $\frac{4}{4}$, $\frac{6}{8}$ oder sonst welchen Takt zugrunde legt. Für uns gehört also zum Wechsel verschieden hoher Töne auch ein rhythmisches Element.

Der Umfang einer Melodie kann ganz verschieden sein. Der geringste Umfang ist eine Quart. Eine Reihe volkstümlicher und Kinderlieder begnügt sich mit der Quint. Nach der anderen Seite setzt die Fähigkeit der menschlichen Stimme die Grenze. Die Naturstimme wird selten die Undezime (Oktave + Quart) überschreiten; die geschulte geht oft beträchtlich darüber hinaus. In jenen Grenzen wird der Volksgesang sich halten, der Kunstgesang überschreitet sie meist. Die natürlichen Stimmgrenzen werden auch von der mittelalterlichen Musiktheorie berücksichtigt, wenn z. B. die authentische Tonart bis zur Oktave steigt und nur einen Ton unter die Tonika geht, während die plagale Tonart in der Regel bis zur Sext steigt und bis zur Unterquart fällt. Überschreitet einmal die authentische die Grenze nach oben, die plagale nach unten, so wird der Ton ausdrücklich als Ausnahme, als Plusquamperfektus bezeichnet.

Mag es nun wahr sein, dass keltisch-germanische Völker den Sinn für Mehrstimmigkeit in höherem Grade besitzen als die Südeuropäer, jedenfalls können wir uns heute kaum noch den Unisonogesang der Griechen vorstellen, ja wir halten es fast für undenkbar, dass ein sonst künstlerisch so hochstehendes Volk wie die Griechen in der Musik sich mit einer uns äusserst einfach erscheinenden Form begnügt habe. Wir sind eben heute an simultanharmonische, akkordliche Musik gewöhnt, so dass wir selbst bei einer einstimmigen Melodie die nötige akkordliche Ergänzung hinzudenken, obwohl wir es nur mit einer Sukzessivharmonie zu tun haben.

Und doch ging auch bei uns der Zeit der Mehrstimmigkeit eine Zeit völliger Einstimmigkeit mit blosser Sukzessivharmonie

einzelne c ohne Textsilbe? — Zu der S. 241 ausgesprochenen Vermutung, in von der Hagens Handschrift stünden die ersten drei Noten des Abgesanges möglicherweise eine Linie höher, bemerke ich, dass nach meiner Abschrift sämtlicher Neidhartweisen aus c tatsächlich d c c e d usw. in der Handschrift steht.

voran, ohne genaue taktische Messung, so wie etwa der Choral im wesentlichen eine Aufeinanderfolge verschieden hoher Töne ist. Das tonale Empfinden war, sozusagen, noch nicht vertikal, sondern nur horizontal.

Die Melodik des Minnesanges erblühte aus dem Gregorianischen Kirchengesange. Sie war ein Seitenschössling neben der kirchlichen Kunst, der mit der Mensuralmusik noch nichts gemeinsam hat. Dieser neue Zweig entwickelte sich nun selbständig zu blühendem Leben¹⁾.

Geistlich erzogen, waren die Fahrenden in der geistlichen Musik gut zu Hause. Im 12. Jahrhundert übernahmen die Ritter, aus deren Stande die Minnesänger herkamen, die Kunstübung, um sie nach dem Verfall des ritterlichen Minnesanges am Ende des 13. Jahrhunderts wieder an die Fahrenden zurückzugeben²⁾. Jetzt setzt zwar die Mensuralmusik ein, aber die alte Kunstübung fand ihre zopfige Pflege nun weiter bei den Meistersingern, die im letzten Grunde auf den Überlieferungen des Minnesanges fussen und mit der Mensur nichts zu tun haben. Wusste doch z. B. Adam Puschmann mit mensurierten Handschriften gar nichts anzufangen.

In der Zeit der Einstimmigkeit herrschte keine taktische Gebundenheit. Noch die Lieder der Jenaer Handschrift sind durchaus choraliter zu denken. Den Vortrag regelte lediglich der Versrhythmus. Neumenzeichen, in denen die Lieder der Minnesinger notiert waren, geben überhaupt nichts Bestimmtes über die Dauer der Töne und über den musikalischen Rhythmus an. Was dem sprachlichen Sinne nach zusammengehörte, wurde auch musikalisch zusammengefasst. Die Versrezitation gab dem Liede seine rhythmische Gliederung, das noch unmetrisch war, also keinen streng durchgeführten Takt kannte. Auch im modernen Liede darf ja das rein Taktmässige nicht den Grossrhythmus zurückdrängen. Richtiges Atemholen beobachtete und beobachtet heute äusserlich in rein technischer Hinsicht diese Vorschrift sprachrhythmisch-musikrhythmischen Vortrags.

¹⁾ H. Riemann, Geschichte der Musiktheorie S. 212; K. Burdach, Reinmar und Walther S. 175.

²⁾ Liliencron in Pauls Grundriss² III 564.

Der Vers stand gleichberechtigt neben dem Gesange, oder vielmehr, der Gesang bedeutete nur eine Ausdruckssteigerung, nicht wesentlich Verschiedenes¹⁾. Einfache, kurze Tonverzierungen, Melismen, machten Zeilenenden und Absätze kenntlich, ohne das Wesen der Melodie zu berühren²⁾. Auswüchse darin sind offensichtliche Spuren des Verfalls. Unverständige Nachsänger und Abschreiber ergingen sich gern in solchen „Verzierungen“³⁾. Vershebung und -senkung liegen in vorakkordlicher Zeit auf gleich langen Tönen. Die Hebung tritt nur dadurch hervor, dass sie als gutes Taktteil des Verses auch stärker betont wurde. Der $\frac{2}{4}$ Takt oder ein Vielfaches davon ist damit die gegebene Vortragsart für die ganze vormensurale Musik. Auch eine Auflösung einer metrischen Silbe schafft noch keinen $\frac{3}{4}$ Takt, sondern die rhythmische Zeit einer Silbe wird auf mehrere Töne verteilt. Bei umfangreichen Tongruppen handelt es sich nicht mehr um Ligierung, sondern um Melismen⁴⁾. Die Begleitung lieferte in einfachen Formen der Dichterkomponist selbst, der meist auch sein eigener Vortragender war. Gemeinsamer Gesang brachte wohl eine oberflächliche, aber doch nicht verbindliche Taktgliederung hinein. Nur das Tanzlied, in dem der Rhythmus die Hauptsache, die Melodie Nebensache ist, musste natürlich von vornherein nicht die Deklamation, sondern den regelmässigen Takt hervorheben.

Auf einer jüngeren Stufe als die Lieder der Jenaer Handschrift stehen die des Mönchs von Salzburg. Hier bedeuten vier zweistimmige Lieder schon den Anfang der Mehrstimmigkeit.

In der Mitte des 15. Jahrhunderts finden sich schon dreistimmige Lieder. Es beginnt die Blütezeit des Kontrapunktes. Das 1450

¹⁾ Nach Coussemakers Vermutung sind die Neumen geradezu aus den griechischen Akzentzeichen entstanden.

²⁾ R. v. Liliencron-W. Stade, Lieder und Sprüche aus der ältesten Zeit des Minnesanges übers., für gem. u. Männerchor, 4 stimm. bearbeitet, S. 7.

³⁾ Bohn, Zwei Trobadorlieder, im Archiv f. d. Studium der neuen Sprachen u. Literatur Bd. 110 S. 111.

⁴⁾ Es entstehen bei der Auflösung einer Trochäussenkung unechte Daktylen, nicht $\frac{8}{8} + \frac{1}{8} + \frac{2}{8}$, sondern $\frac{2}{8} + \frac{1}{8} + \frac{1}{8}$, vgl. Köster, Deutsche Daktylen, Z. f. d. A. 46, 113 ff. — Es ist sehr zu bedauern, dass Rietsch beinahe geflissentlich über Hugo Riemann, seine Ansichten und seine Verdienste hinweggeht. Vergebens sucht man eine Auseinandersetzung über Riemanns Dreiertheorie. Und doch ist diese Frage von grösster Bedeutung für die gesamte altdeutsche Musik und konnte nicht ganz beiseite gelassen werden.

niedergeschriebene Lochheimer Liederbuch birgt einen reichen Schatz hauptsächlich dreistimmiger Lieder.

Eine gewaltige Umwälzung erfasst mit der Entwicklung der Mehrstimmigkeit das gesamte musikalische Empfinden.

Zur Singstimme, dem Cantus, der als Melodieträger nun auch Tenor heisst, gleichviel bei welcher Stimme er liegen mag¹⁾, tritt zunächst eine Gegenstimme, die in entgegengesetzter Richtung und höherer Lage sich bewegt und von ihrer Gegenbewegung Discantus, als Oberstimme Sopranus genannt wird. Diese Zweistimmigkeit entwickelt sich zur Dreistimmigkeit, indem sich neben den Tenor eine in etwa gleicher Tonlage sich bewegende Stimme stellte, der Contratenor, der bald über, bald unter den Tenor ging. Diese, die Melodiestimme umrankende Stimme, spaltete sich später in eine unter und eine über dem Tenor liegende Stimme, in Altus und Bassus. Heute fallen von den vier Stimmen zwei den Männer-, zwei den Frauenstimmen zu. Im 18. Jahrhundert wurde die Altstimme noch häufig von Tenoristen gesungen. Noch Händels Altarien sind zum Teil für Männerstimmen gedacht.

In der Mitte des 16. Jahrhunderts bekommt der vierstimmige Satz die Oberhand über den dreistimmigen. Aber es war bald mehr eine Formenkunst geworden, mehr ornamental, als neu schaffende Kunst. Es sind durchaus nicht immer neue Weisen, die hier auftreten. Vor die Zeit der Entwicklung des Kontrapunktes fiel die reiche Blüte des Volksgesanges. Und so griff man gerade auf die alten Volksweisen zurück, die nun von Fachmusikern für mehrstimmigen Gesang bearbeitet wurden²⁾. Aber in dieser Behandlung herrscht doch reiches, gestaltungsfreudiges Leben.

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. trat eine durchgreifende Änderung ein. Der Tenor verlor seinen Vorrang. Die Melodie gab er an den Sopran ab als die höchste, hervorstechendste Stimme, Grundstimme wurde der Bass. Jetzt muss der Bass mit der Finalis enden, nicht mehr der Tenor, ja der eigentliche Tenorschluss geht vollständig verloren, und der Bassschluss kommt zur Herrschaft. Der Bass wird das Rückgrat aller übrigen Stimmen.

¹⁾ Lochheimer Liederbuch usw., bearb. v. Fr. W. Arnold, hgg. v. H. Beller-mann, SA. S. 42.

²⁾ Goedeke-Tittmann, Deutsche Dichter des 16. Jahrh. I S. XII.

Der mehrstimmige Gesang hatte noch eine andere wichtige Folge. Der mittelalterliche Kirchengesang, der *cantus planus*, und ebenso das weltliche Minnelied beobachteten keine fest bestimmten Quantitäten. Die Änderung kam nicht über Nacht. Das Tanzlied hatte seit jeher aus Gründen, die in seiner Bedeutung liegen, eine Ausnahme gemacht. Der Massengesang musste zu einer gewissen metrischen Regelung führen (s. o.), wenn ein gleichmässiger Vortrag ermöglicht werden sollte. Sollten aber verschiedene Stimmen sich selbständig bewegen, so war das Messen nach bestimmten, feststehenden Zeiteinheiten erforderlich. Eine bloss konventionelle Regelung wie beim einstimmigen Massengesange genügte nicht mehr. Die Beobachtung eines festen musikalischen Metrums, des Taktes, ist die Folge. Nicht mehr der Sprachrhythmus bedingt jetzt allein den musikalischen Vortrag, sondern der regelmässige Takt wird durchgeführt, wenn auch für einen sinngetreuen Vortrag die Beobachtung des sprachlich-musikalischen Grossrhythmus Erfordernis blieb. Im Tanzliede hatte, wie gesagt, der strenge Takt seit je geherrscht, denn hier war der Takt Hauptsache, die Tonalität Nebensache. Vom Tanzliede beeinflusst, war die Instrumentalmusik dem mehrstimmigen Liede in der Durchführung des Taktes vorangegangen.

Die Weisen des Lochheimer Liederbuches, Namen wie Isaac, Ludwig Senfl, Heinrich Finck, Benedikt Ducis, Hans Leo von Hassler, Heinrich Schütz, der Komponist der Opitzschen Daphne, der ersten deutschen Oper, Johann Hermann Schein, der Leipziger Thomanerkantor, Heinrich Albert, der Freund Simon Dachs und Neffe Schützens, bezeichnen die Höhepunkte einer fast 200 jährigen Entwicklung des mehrstimmigen deutschen Liedes, das trotz reichen italienischen Einflusses, der nach Senfl schon sich geltend zu machen beginnt, in seinem Wesen doch immer kerndeutsch blieb¹⁾.

¹⁾ Vgl. Emil Bohn, 50 historische Konzerte in Breslau 1881—1892. Nebst einer bibliographischen Beigabe: Bibliothek des gedruckten mehrstimmigen weltlichen deutschen Liedes vom Anfange des 16. Jahrh. bis ca. 1640. Breslau 1893. — In den Bohnschen historischen Konzerten, einer Einrichtung, die in dieser Art nirgends anders auf der Welt besteht und die hoffentlich nicht einschlafen wird, sind wir Breslauer immer wieder auf den herrlichen Quickborn schönster Lieder aus der Blütezeit des deutschen Liedes hingewiesen worden. — Welch ästhetisches und kulturgeschichtliches Verdienst könnten sich Schulchorleiter und Gesangsvereinigungen mit der Wiedererweckung dieser wunderbaren Zauberschätze erwerben!

Dass aber so unverfälschtes, frisches, gesundes Leben im Kunstliede des 15./16. Jahrh. herrscht, kommt einzig daher, dass der Kunstgesang unmittelbar auf dem lebendigen Volksgesange fusste und daraus seine besten Kräfte schöpfte. Heute, wo die Schulen aller Gattungen nur für den Geburtstag des Herrschers, für Sedan und allenfalls noch für den Kirchenchor Gesang treiben, wo der Tingel-Tangel-Gassenhauer selbst in der Spinnstube, im Stall und auf der Heide sich spreizt, ist uns eine so melodiefrohe, treffsichere Zeit wie die Blüte die weltlichen Kunstliedes und die unmittelbar vorangehende Blütezeit des Volksliedes wie ein Traum.

Wir dürfen aber auch nicht vergessen, welch furchtbarer Sturm gerade über unser schönes Vaterland dahingebraust ist. Wie die dramatische Kunst die schönsten Ansätze für eine gedeihliche Entwicklung im geistlichen wie im weltlichen Drama bot, die sämtlich vernichtet wurden und ohne Nachfolge blieben (man denke nur an Hans Sachs und besonders an Gryphius), so stand auch die Musik in Deutschland in herrlicher Blüte, die von dem verfluchten dreissigjährigen Kriege vollständig daniedergetreten wurde, so dass nachher auf die Zeit vollsten Lebens eine lange tote, öde Zeit folgte. Es ersteht das weltliche Lied mit Begleitung. Der Basso continuo wird Mode. Italienische Muster herrschen allenthalben. Am Ende des Krieges ist das weltliche deutsche a capella-Lied so gut wie tot.

Das Verhältnis von Wort und Weise kann nun sehr mannigfaltig sein. Das Sprachliche kann ganz in den Hintergrund treten und die musikalische Gestaltung zum Selbstzweck werden¹⁾, oder das Sprachliche kann sich so geltend machen, dass die Melodie nur sein verstärkter Ausdruck ist und beinahe untergeordnet erscheint. Zwischen diesen beiden Gegensätzen liegt eine lange Reihe von Möglichkeiten.

Damit hängt es zusammen, wenn die Melodie fest steht und der Text sich ändert oder umgekehrt. Jenes ist besonders im Volksliede der Fall. Der Text ringt hier nach Ausdruck und sucht sich eine beliebige Form. Er ist in den einzelnen Strophen verschieden, die Melodie ist das Gegebene, Feststehende. Der Text kann sogar

¹⁾ Im neueren Liede finden sich zahlreiche Beispiele dafür, dass der Komponist selbstherrlich den Text beiseite lässt und einzig der musikalischen Linie, dem melodischen Motive folgt. Man denke nur an Weber.

durch einen ganz anderen ersetzt werden, wie in den zahlreichen geistlichen Umdichtungen weltlicher Lieder. Die Melodien sind eben typisch, nicht individuell.

Andererseits kann ein und derselbe Text verschieden vertont werden, je nach der individuellen Auffassung des Komponisten, ja sogar von demselben Tonsetzer (Beethoven, Schubert, Schumann, Franz). Mitunter erreicht eine Vertonung für ihre Zeit den Höhepunkt vor allen übrigen. Eine spätere Zeit findet vielleicht eine andere (Hugo Wolf).

Bei der Behandlung des Sprachlichen ist einmal eine schablonenhafte Anlehnung ans Versschema möglich, ohne Rücksicht auf den Satzakzent, also absichtliches Hervorheben des Taktmässigen, wie es im Tanzliede seinen richtigen Platz hat. Auf der andern Seite steht die äusserste Anpassung des Musikeils an den Sprachrhythmus. Der Vortrag wird dann deklamatorisch. Die Satzprosodie siegt über das rein Taktmässige. Ein vortreffliches Beispiel unter vielen ist Schuberts „Doppelgänger“. In dreifacher Steigerung geht es bis „Schmerzensgewalt“, den aufschreienden Schmerz in dem hohen Tone malend. Und noch zweimal fällt es um eine Oktave und wieder zweimal steigt es zu noch klagenderer Höhe, um die dumpfe Verzweiflung und die gellende Klage zu veranschaulichen.

Text und Melodie vereinigen sich zu einem einheitlichen Gebilde, so dass eins dem anderen gerecht werden kann, während die einseitige Beurteilung des Textes ein einseitig falsches Bild ergibt. Einer Dichtung in kurzen Reimzeilen schmiegen sich kurze musikalische Perioden an, während einem reichen Zeilen- und Strophenbau eine reiche musikalische Gliederung entsprechen kann. Gerade in der älteren Literatur sind wir dabei leicht ungerecht, wenn uns der musikalische Teil fehlt und wir nur nach dem Texte urteilen können. Tadeln wir etwa ein Gedicht als gekünstelt, so vergessen wir wohl, dass eine reiche ornamentale Musik das Gesamtbild vielleicht vorteilhaft verändert haben mochte¹⁾.

Hat nun das strophische Lied immer noch etwas Typisches an sich, so wird das durchkomponierte Lied ganz und gar dem Deklamatorischen gerecht. Dort überwog eine bestimmte allgemeine Grundstimmung, hier treten alle Abwandlungen der Stimmung zutage. Nach dem Muster des dramatischen Gesanges wird diese

¹⁾ Liliencron-Stade S. 3 f.

Art hauptsächlich in der Ballade am Platze sein, jene wird im volkstümlichen Liede und im Volksliede seine Stätte finden. Unsere Zeit gehört dem durchkomponierten Liede. Im Mittelalter lässt sich ihm am ehesten der nicht strophisch gegliederte Laich vergleichen. Es hat lange gedauert, bis das durchkomponierte Lied sich seine Geltung verschaffte. Wir wissen, wie Goethe von seinen musikalischen Freunden Reichart und besonders von Zelter beeinflusst von Loewes „Erlkönig“ nichts wissen wollte, ebenso wie er aus demselben Grunde Beethoven nicht gerecht werden konnte. Und als Schiller sein „Lied an die Freude“ schrieb, konnte man es zunächst sich nicht anders vorstellen als strophisch nach einer volkmässigen Weise, bis Beethoven später dem Dichter gerecht wurde.

Eine merkwürdige Entwicklung hat auch das Gefühl für Tonschritte durchgemacht. Bei weitem das bevorzugteste Intervall ist die Sekunde. Grosse Tonschritte werden vermieden¹⁾, verboten ist der Tritonus, d. i. die Aufeinanderfolge dreier ganzer Töne, z. B. f g a h; er wird durch Alteration beseitigt. Eine scheinbare Ausnahme befindet sich beim Mönch von Salzburg²⁾. Da steht „das nachthorn, vnd ist gut zu blasen“, „das taghorn, auch gut zu blasen, vnd ist sein pumhart dy erst note vnd yr vnderoctaua schlecht hin“, „das kchühorn“ und „dy trumpet vnd ist auch gut zu blasen“. Die Weise klingt wie zerlegte Akkorde, mitten in der vorakkordlichen Zeit. Doch es scheint nur so. Es liegt in Wirklichkeit gar kein akkordliches Empfinden zugrunde, sondern es ist nur Zufall. Die Beischriften der Lieder weisen selbst auf die Bestimmung für Instrumentalvortrag hin. Wir haben es hier mit der Skala der Naturtonreihe zu tun, auch im Gesange, der eine absichtliche Nachahmung eines Blasinstrumentes ist, und Blasinstrumente sind an die Naturtonreihe gebunden.

Das spätere Kunstlied ist in dieser Beziehung viel freier. Die Einwirkung der Instrumentalmusik führt zu einer weit grössere-

¹⁾ Sehr lehrreich ist Rietschens Zusammenstellung (Die deutsche Liedweise S. 102 und 111) über die Häufigkeit der verschiedenen Intervalle. Das Verhältnis von Sekunde : Terz : Quart : Quint ist nach 8 alten Liedern der einstimmigen Zeit 395 : 70 : 28 : 8. Lange nicht so häufig, aber doch immer noch vorherrschend ist die Sekunde in neuerer Zeit. Hier treten zu den genannten Intervallen noch Sept, Septime und Oktave. Das Verhältnis ist da nach 7 Liedern von Schubert, Schumann, Löwe, Brahms und Wolf 984 : 156 : 97 : 65 : 35 : 12 : 5.

²⁾ F. A. Mayer und Heinr. Rietsch, Die Mondsee — Wiener Liederhandschrift und der Mönch von Salzburg (Acta Germanica III 4 und IV) S. 317 ff.

ren Freiheit in Tonschritten und zu weitgehender Chromatik, für die das Instrument als Stütze dienen kann. Überhaupt haben die Anschauungen über Erlaubtes und Unerlaubtes (z. B. Quintenschritte) nicht immer unverrückt bestanden.

Das alte Lied konnte der Begleitung ganz entraten, zum mindesten stand sie im Hintergrunde. Die Entwicklung der Instrumentalbegleitung brachte ein ganz neues Wesen hinein. Heute ist sie Erfordernis geworden. Nur das Volkslied und sein widerwärtiger Bastard, der Gassenhauer, verzichten darauf.

Die älteste Form einer Instrumentalbegleitung diente lediglich zur Hervorhebung des Rhythmus. Sie mag auch früher im deutschen Liede vorhanden gewesen sein, zu belegen ist sie jedoch nicht mehr, während sie bei Naturvölkern noch gang und gäbe ist. Den Instrumenten sind nicht so enge Grenzen gesteckt wie der Stimme. Sie sind viel umfangreicher und beweglicher. Sie treten zunächst als Stütze der Singstimme bescheiden auf. In der vorinstrumentalen Zeit dienten Melismen der strophischen und Versgliederung. Diese Aufgabe übernimmt nun die Instrumentalbegleitung. Sie umrankt dann das Lied, führt oft als Vorspiel ein, um das Thema an den Gesang abzugeben und nimmt die Weise am Schlusse auf, um sie als Nachspiel zu Ende zu führen. In grösseren Einschnitten vereinigt sie beide Aufgaben in der Gestalt des Zwischenspiels.

Hierbei bleibt die Instrumentalbegleitung immer noch in enger Verbindung mit der Singweise. Sie kann aber auch selbständig auftreten, eine Ergänzung des Worttextes geben und sich zur selbständigen Linie gestalten. Selbständig füllt sie die Cäsuren aus wie das stumme Spiel eines Schauspielers. Während die Singstimme eine bestimmte Stimmung ausdrücken kann, kann das Instrument verwandten oder entgegengesetzten oder wesentlich verschiedenen Stimmungsgehalt haben. Es tritt tonmalend auf oder es hält im Gegensatz zu der die fortschreitende Empfindung charakterisierenden Singstimme ein bestimmtes Grundmotiv fest¹⁾.

¹⁾ Wir Breslauer denken da am besten an das 81. Bohnsche Konzert über das Spinnrad in der Musik. Bekannt ist auch die Verwendung der Marseillaise in Schumanns Grenadieren. Auch Rich. Wagner hat sie in seiner Vertonung der französischen Übersetzung des Heinschen Textes angewandt. Bei Cornelius hat die Begleitung des Dreikönigsliedes die Weise: Wie schön leucht't uns der Morgenstern.

Indem nun das Instrument Tonmalerei und Stimmungsmalerei zum grössten Teile übernimmt, kann die Singstimme ganz und gar phonetisch gestaltet werden. Sie wird deklamatorisch. Die Einwirkung des dramatischen Gesanges ist unverkennbar.

Mannigfach waren die Schicksale des weltlichen deutschen Liedes. Soweit wir seine Geschichte verfolgen können, von den Minnesängern bis auf Wagner und Wolf herrscht das Streben, zwischen Wort und Weise einen Ausgleich zu schaffen oder vielmehr beide zu einem harmonischen Ganzen zu verbinden.

Alte Arzneibücher.

Von Dr. J. Klapper.

Für die Erklärung und die Geschichte des heutigen Volksglaubens und -brauches finden sich viele bemerkenswerte Stellen in den deutschen Arzneibüchern des 14. und 15. Jahrhunderts. Es wäre daher wünschenswert, wenn die zahlreichen Handschriften, die fast auf allen Bibliotheken anzutreffen sind, und deren vollständige Veröffentlichung nie zu erwarten ist, auf ihren Gehalt an volkstümlichen Überlieferungen hin durchgesehen würden. Im folgenden bringe ich Auszüge aus drei Breslauer Handschriften, die ich der Kürze halber mit 1, 2, 3 bezeichne.

Nr. 1 gleich R 291 der Breslauer Stadtbibliothek; Perg. Folio des XIV. Jahrhunderts.

Nr. 2 gleich III. F. 20 der Kgl. u. Universitätsbibliothek; Papierhandschrift des XV. Jahrhunderts.

Nr. 3 gleich IV. O. 6 der Kgl. u. Universitätsbibliothek; Pergamenthandschrift des XV. Jahrhunderts; sie stammt aus dem Kloster Kamenz und scheint auch in Schlesien abgeschrieben zu sein.

Alle drei Arzneibücher führen auf eine gemeinsame Grundlage zurück, nämlich, ebenso wie das von Franz Pfeiffer (Zwei deutsche Arzneibücher aus dem XII. und XIII. Jahrhundert. Wien 1863. S. 20—55) veröffentlichte, auf eine deutsche Übersetzung des lateinischen Werkes, das betitelt ist: „introductiones et experimenta Bartholomaei magistri in practicam Hippocratis, Galieni, Constantini, graecorum medicorum“ und vor 1260 entstand.

Wir beginnen mit dem hochbedeutsamen Abschnitte über die Pflanze Verbena, Eisenkraut, der sich auch in Pfeiffers Arzneibuch S. 43 findet, und der aus unserer Hs. Nr. 1 schon bei Hoffmann, Fundgruben I 326 abgedruckt ist. Um eine Vergleichung möglich zu machen, gebe ich hier die Stelle aus Hs. Nr. 3 fol. 138.

Von der togent der Isenhardt. Eyn crut heisset verbenā daz ist zcu manchen dingen gut. von dem selbien crute saget vns macer der beste meister der ye wart daz es also manche togent habe also zcincken vss der erde wachssen. wer dy wortz graben wel der sal des selbin tages gehin da dy wurtz stehe vnde sal dy vmme crisse mit golde vnde mit silber vnde dar dar ober sprechen cyn pater noster vnde cyn aue maria vnde credo in deum vnde sal sprechen: Ich gebite dy edele wortz verbenā In nomine patris et filij et spiritus sancti vnde by den zewen vnd sobentzig namen des almechtigen gotis vnde by den vier engelen michaelē gabriele raphaelē Antoniele vnde by den vier ewangelisten Johanne matheo luca marco daz du der cheyner crafft in der erden lasest, due stest in myner gewalt mit der crafft vnde mit den selbien togenden alz dich got geschaffen hat vnde gezcirt Amen. Des selbin nachts saltu by der wurtzeln lasen legen golt vnde silber. des andern tags, er dy sonne uff gehe, so saltu dy wortzelen graben daz du sy mit dem ysen nicht rurest. dy selben wurtz wasche mit wine vnde lass sie wihen an vnsser liebin frauwen tage wortzelwie. Dy selbe wortz ist gut den frauwen, so sy kindere sullen gewynnen. Welcheme kinde man dy wortz vmme bindet, daz ertzornet nummer vnde hat gute rüwe vnde kan nymant versprechen. Item welch wip ader man verbenam by sich hat, wen er da mete beruret der wert eme holt. Item welch mensche nicht geslaffen mag, hat er verbenam by sich, he gewynnet gute ruge. wer verbenam by sich hat, der darff nummer keyne zcoüberige geforchte. Item wer verre riten sal, der sal verbenam vnde arthemisiam dem pherde vnder den zcopph binden, es erliget nummer vnde wert ouch ummer czüre¹⁾. Item den der alp trüget, rouchet her sich drystunt mit verbenā, yme wertet²⁾ also balde nicht. Item wer verbenam by sich hat, der wert des weges nummer erre ader selden mude. Verbenā macht den menschen geneme vnde zcü allen dingen frömütigk.

In Hs. Nr. 2 findet sich der Passus nicht. Interessant ist es, wirklich einmal die Stelle zu vergleichen, auf die als Quelle verwiesen ist. In dem Buche Henrici Ranzovii editio duorum librorum Macri, Lipsiae 1590 finden wir unter Nr. 66 De Verbena, nachdem sie zu verschiedenen Heilzwecken empfohlen ist,

Hanc herbam gestando manu si quaeris ab aegro,
Dic frater quid agis? bene si responderit aeger,
Vivet: si vero malè: spes est nulla salutis.

Et quod quisque petet hac impetrare perunctum
Sic et amicitias captari posse potentum.

¹⁾ Vgl. mhd. *zürch* „Mist, Kot“? S.

²⁾ schadet.

Am Schluss aber wird skeptisch bemerkt:

Vana tamen nobis et anilia iure videntur.

Den ersten drei Versen entspricht in unserer Hs. Nr. 3 der Abschnitt über die Verbena auf fol. 88.

Item zcu der versuchunge des sichen. wer das krut in der hant treit vnde fraget he den siechen wy ferstu. spricht he, ich fare wol, he genesit. Spricht he, ich fare obel, he sterbit. mache eynen trangk darabe, es verget yn (fol. 89) Plinius sait, das si weder ste allen suchen vnde wer sich da mete bestrichet, das werde war, was er betet. Also gewynnet man der hulde.

Damit vergleiche man den sonderbaren kurzen Bericht über das Eisenkraut in Conrad von Megenbergs Buch der Natur, das um 1350 entstand (Ausgabe von F. Pfeiffer. Stuttgart 1861. S. 424), sowie die Bemerkungen im Anhang zu Grimms Mythologie S. 355.

Die in unserer Hs. Nr. 1 auf fol. 110a mitgeteilten Zeichen, an denen man erkennen kann, ob ein Kranker sterben oder genesen werde, übergehe ich hier, da die Stelle inhaltlich genau, oft auch wörtlich mit der in Pfeiffers Arzneibuche S. 27 enthaltenen übereinstimmt und schon in der 32. Predigt des Berthold von Regensburg vorkommt.

Bleiben wir noch einen Augenblick bei den wundertätigen Kräutern! Fast derselben Wertschätzung wie die Verbena erfreut sich *Betonica*; von ihr heisst es in Hs. 1 fol. 66, nachdem ihre Heilkräfte angegeben worden sind:

Item den slangen vnde den nattern. wer eynen ring von betonien macht vmme nattern ader slangen, sy erbissen sich selber vnder einander, chir sy ober den ring gingen. Onomatus eyn meister heyset sy zcu allen artztigen thun, wann sy kommet dem magen. aber plinius eyn meyster spricht: wer sy by eme hat, dem kan kein zcubernisse nicht geschaden.

Nun müsste man glauben, auch die Alraunwurzel könne grosse Wunder tun; davon aber ist weder in Pfeiffers Arzneibuche noch in den drei hier in Betracht gezogenen etwas erwähnt; ihr wird nur ganz im allgemeinen eine bedeutende Wirkung zugeschrieben. In Hs. Nr. 1 fol. 141a heisst es:

Algarita heizet alrune. die ist in dem ersten grade heiz vnde in dem andern trucken vnde ist zweierhande. Eine man, di ander wip. Des wibes nature ist doch bezzet. Di alrune gestozen vnde genutzet ist gut vor di uergift. Wizzet daz die alrune ist gut genutzet zu allen ziten.

Als Mittel gegen das Fieber wird *Cremetilla* empfohlen. Hs. 3 fol. 165:

Cremetilla heysset eyn krüt, wo du daz findest, darober sprich eyn pater noster vnde grab danne daz crüt. Wer daz fieber hat, dem daz crut mit wurtzeln vnderley, das he is nicht enweyss, wanne her daruffe entsleffet, so werret eme das fieber nicht.

Dasselbe Mittel findet sich in Hs. 2 fol. 119a nur heisst hier das Kraut Tremetilla, ebenso bei Pfeiffer S. 47.

Bybus hat die Kraft, vor Müdigkeit und Zauberei zu schützen (Hs. 3 fol. 122b).

Die folgende Anweisung aus Hs. 1 fol. 96a gegen die fallende Sucht hat auch in die deutsche Mythologie S. 1124 Aufnahme gefunden. Grimm kannte sie aus dem 1. Bande der Hoffmannschen Fundgruben; sie lautet:

Fur daz uallende ubel. Du salt warten swenne iz en an ge. so nim einen hirrinen riemen vnde bint im den umbe den hals di wile im we si vnde sprich. In nomine patris et filii et spiritus sancti. so binde ich hie den sichtum dises menschen in disem knopfe. vnde nim den selben riemen denne vnde knupfe einen knoten dar an. Den selben riemen sal man denne binden dem siechen umbe den hals. vnde der selbe mensche sal sich denne enhalden uon dem wine vnde uon dem uleissche biz daz er kune da man einen toten man begrabe. da sal man den riemen losen dem siechen uon dem halse. vnde sal den selben riemen begraben mit dem toten manne. wan der selbe rieme sal dem toten geleget werden under di schulder. vnde sal einer sprechen der den riemen leget. In nomine patris et filii et spiritus sancti. so begrabe ich mit disem toten des menschen sichtum. vnde disem menschen nimmer mer gewerre biz daz dirre lichnam an dem iungisten tage erste. mit den worten sal man den riemen begraben dem toten vnder der schulder. Ist der da nicht der den riemen des ersten umbe bant, so mac in ein ander wol losen abe, vnde begraben in als in iener tun solde. der sichtum gewirret nimmer mere.

Damit ist die Fassung zu vergleichen, die dieser Abschnitt in Pfeiffers Arzneibuche S. 44 hat. Ein anderes Mittel gegen die fallende Sucht bringt die Hs. 3 fol. 163, nachdem auf fol. 162b einige Rezepte „wedder daz vallende obel“ vorausgegangen sind:

Item eyn crut stet in dem walde by den boymen vnde hat eyenen langen stam also venchel vnde glichen samen. wer des crutes wurtzeln in der hant heldet vnde ruret er eyn der in disser suche vellet, der stet zcū hant vff vnde der dy selbin wurtzeln by em treit, der ginessit von der suche. daz selbe crut heiset pentetamum ader ferula.

Wörtlich finden wir die Stelle auch in Hs. 2 fol. 118a, nur heisst hier der letzte Satz: daz crüt heisit pencedanum adir fortilla.

Ich lasse hier einen Segen gegen cotidiana = Fieber folgen; er steht in Hs. 3 fol. 119a.

Wiltu abir ym schire helfyn, so nym eyenen appil vnde teyl den in drÿ teil vnde schrÿp an eyn teil den versyn. Increatus pater, an daz andir Immensus

pater. An daz dritte Eternus pater. vnde gyp ym dy drÿ teil drÿ tage czu nûczyn nûchteryn. Enhilfet daz nicht, so nym drÿ louchbletere vnde schrÿp an eyens. „Dextera domini fecit vertutem“ an daz andere „dextera domini exaltavit me“. An daz dritte „Dextera domini fecit vertutem“. dy sal her drÿ morgyn nûchtirn essyn. Enhilfet daz nicht, so schrÿp an eyn oblate. „O febrem a laude colendam“ an der andirn „O langworem sanitatis et gaudiis ascribendum“. An der drittyn „pax max“. das sal der sieche nûczczyn nûchtirn. Enhostu also breyt nicht der oblatyn, so schrÿp ys an eine rinde brotis.

Ein ganz ähnlicher Segen ist zu finden Hs. 2 fol. 165:

Vor den rethen.

Nem dry louches bletter vnde schrib an eyens „dextera domini fecit vertutem“ + an daz andere „dextera domini exaltavit me“ + an daz dritte „dextera domini fecit vertutem“ + vnde der sieche sal sie nûchtern esse. Adder schrib an eyn oblaten + „febrem omni laude tolenda“ + an der anderen + „O langwores sanitati et gaudiis ascribendum“ + an der dritten + „max + pax“. dy sal der sieche dry morgen nûchtern essin.

Die beiden folgenden Rezepte zeigen insofern innere Verwandtschaft, als in beiden das Geschlecht des Kranken auf die Wahl des Heilmittels Einfluss ausübt.

Hs. 3 fol. 185.

Vor dy gelensucht.

Wer dy gelensucht hat, ist her eyn man, so sal her eyne bockes hut winden vmme sich also frisch also man sie abe geschindet. Iss cyn wip, so sal sie eyne zcegen hut vmme sich winden. vnde daz sullen sy vmme sich habin eynen tag vnde eyne nacht.

Hs. 2 fol. 121a: Wer snellich tobinde wirt vnde vremde dink redyt adir okost, ist is eyn mannysname So snÿt snellich cyn böckelin vnde nym dy longe also heis vnde lege sy ym uf daz höupt So daz sy daz allir beuohe vnde bewint ym daz höupt allir in eyne tuche. Ist ys abir eyn wÿbes namyn So lege yr eyne czegÿne longe vf den hals als vor gesprochen ist, so sÿstu wundir wy sere daz hilfet. Idoch hot eyn arczt genant yoseph gesprochen, daz man daz tun sülle mit schofis longe.

Ein Segen gegen Gicht findet sich Hs. 3 fol. 186b.

Vor allerhande gicht.

Du salt nemen wines vnde wassers in der mase alz man in den kelch gûset. daz saltu nemen in eynen schonen becher vnde salt sprechen: „Consumatum est“ vnde salt es also teylen daz du dry truncke dar uss machst vnde salt den ersten thun in deme namen des vaters, den andern in deme namen des sons, den dritten in dem namen des heÿligen geistes. da mete saltu es uss trincken vnde sprich „per cor ihesu christi“. Ich spreche disse wort + herre ihesus christus Ich bethe dich durch dynen heiligen tod. Maria muter ich bete dich dorch dyne barmhertzikeit, daz der kalden gicht, der heysen gicht, der zcetteruen gicht, der bebenden gicht, der blutenden gicht also leyt sie zcÿ mynem libe Also dem tuffe waz da maria unsern herren genas. Alle tage saltu sprechen funff pater noster vnde funff aue maria. in der ere der heiligen marter

unseres hern saltu es halden dy wile du lebest alle tage zcū sprechene daz gebete also vorne geschriben sted. dü salt nicht trincken da zcu eynem male des endarffstu nicht me vnde salt ouch keyne buse dar vor thün.

Ein Segen, das Blut zu stillen, findet sich in Pfeiffers Arzneibuch S. 34, ebenso S. 47; ein davon ganz verschiedener in Hs. 3 fol. 185.

Dyss ist cyn brieff zcu vorstehene daz blüt in der wunden Ader ab eyne menschen dy nase zcū sere blutet, dy sie eme nymant konde verschretin, so sal man disse wort sprechin + „Got ist mensche, das ist gut + denne wart gestochen eyn wunde, daz ist gut + vss der wunden get wasser vnde blüt, daz ist gut + Ich beswere dich blut mit dem heiligen blute, daz dü stille stest vnde nergen gest“. Sprich funff pater noster vnde funff aue maria den heyiligen funff wunden unsers hern.

Ein anderer Blutseggen Hs. 3 fol. 135:

Item vor daz blut, der nasen. wer zcu der nasen alzu sere blutet, so schrib mit des selbin menschen blute ime selber: Caspar, melchior, balthasar.

Ein Segen gegen Augenkrankheit findet sich bei Pfeiffer S. 20; ein davon verschiedener Hs. 1 fol. 30a.

Ne tibi oculi doleant.

Quum primo hyrundinem videris, hoc dic ter: „Rogo te hyrundo ut hoc anno oculi mei non lippeant nec doleant“.

Ein Segen gegen Zahnschmerzen, ähnlich dem bei Pfeiffer S. 32 findet sich Hs. 3 fol. 186.

Ad dolorem dentium.

Wiltu daz schire busen, so schrib an dy wangen „+ rex + pax + max + In Christo filio“ so wert dyr bass.

Wurmseggen.

Hs. 3 fol. 135: Item vor dy worme des pherdes schrib dissen brieff: Sanctus Job sedet in sterquilinio vermibus saturiens et ille idem sanctus Job sanat hunc equum cum virtute dei et cum omnipotentia dei tam subito ut possit terram tangere et inspicere Amen. hec litera ligetur ad collum equo.

Hs. 3 fol. 123 b: Wiltu den wurm sprechin. So sprich: „der wurme woryn dry, di sente Job bissyn. der eyne der was wÿs, der andir swartz, der dritte rot. Herre sente Jop lege der wÿrme tot + obtrayson + magula + iob conubia magula + zarabuntis + In nomine patris + et filij + et spiritus sancti + amen.

Ein Zaubermittel, um zu verhindern, dass die Hunde einen anbelln, ist bei Pfeiffer S. 41 angeführt; dasselbe Mittel findet sich auch Hs. 2 fol. 121a und Hs. 3 fol. 162:

Wer da machen wel daz en dy hunde nicht an bellen, der trage in eyner hant eyner weseln zcagel vnde hasen har in der andern hant. Ader habe eine hundes zcungen under den henschühen.

Einen Brief zum Schutze gegen die Nachstellungen der Feinde enthält Pfeiffers Arzneibuch S. 41; vollständig davon verschieden ist der in Hs. 3 fol. 191b:

Benedictio.

☒ Rex qui regnas ☒ in trinitate ☒ ne derelinquas corpus meum ☒
 in inimicis meis in potestate ☒ agremon ☒ agria ☒ consamentana ☒ ibridis
 ☒ ibrida ☒

Dieselbe Hs. 3 bringt fol. 222 einen Waffensegen.

Coniuratio.

Ich beswere alle woffen güt
 mit des heiligen cristus blut
 des heiligen cristus adem
 daz sy erstechen vnde ersniden lasen
 vnde sint also gut
 kein mynem fleisch vnde mynem blut
 Also myner frouwen sente marian ir sweiss was
 Da sie des heiligen cristes genas.
 Des heiligen cristes blut
 daz an dem spere nyder wut
 geseyne myn fleisch vnde myn blut.
 der heilige crist stiess syne ruten in den Jordan
 Daz der Jordan weder stunt.
 Also müssen alle woffen bese vnde gut
 vermeiden myn fleisch vnde blüt,
 daz ye gesmedt wart,
 sint der heilige crist geboren wart,
 Ane daz myne alleyne;
 daz müsse snide fleisch vnde gebeyne,
 wan daz kommet vss myner hant,
 so sie es zcū den andern getzalt.
 des helffe mir der heilige got
 der an dem crutze leit den bittern töd.

Der Segen steht in der Hs. unabgesetzt und mitten unter Rezepten gegen Geschwüre. Ebenso steht unter Rezepten gegen Harnkrankheiten in derselben Handschrift fol. 233 ein kurzer Bienensegen:

Daz dy been dyr nicht entflien, so sy swermen an eyne blümen: „In nomine patris et filij et spiritus sancti. manete hic et mella facite“.

Hs. 2 fol. 113b bringt als Mittel, um zu erfahren, ob ein Weib Kinder bekomme, folgendes:

Wiltu wissen ap daz wÿp möge kyndes bekomynt, so sal her harn gisyn uf dy wilden papelyn. ist daz dy papelyn vbir drÿ tage doreyn, so ist daz

wȳp vnvruhtber; blȳbet abir dy papele grüne, so mak daz wȳp kȳndes wol bekomȳn.

Das Geschlecht des noch nicht geborenen Kindes im voraus festzustellen, gibt dieselbe Hs. fol. 113b folgende Anweisungen:

Wiltu wissen ap daz wȳp trage eynen knecht adir eyne mait, nym eppe mit wurczil vnde lege uf ir hoūpt, daz sy des nicht en wisse. nennyt sy denne allir erste eynen mannys namen, so treit sy eynen knecht. nennit sy abir eynen wȳbes namyn, so treit sy eyne mayt. Wiltu daz andirs vorsūchyn, So nym des ebene war, so daz wȳp uf stet vnde wil gen, welchyn fus se czu erstyn yrhebit. ist der rechte vus allir erste, so treit sy eynen knecht, hebit sy den linken czu dem erstin, so treit sy eyne mayt.

Darauf folgt ein Brief, um die Geburt zu erleichtern:

Wenne daz wȳp in arbeit get, so sal man ir den brif legyn uf den buch.
„De viro vir, de virgine virgo, leo de tribu iuda, maria peperit Christum. elizabaz sterilis peperit Johanem baptistam. Adiuro te, infans, per patrem et filium et spiritum sanctum, ut sy masculus es aut femina, ut ex eas de vulva ista exinanite exinanite“. Als daz kint geboryn ist, so sal man den brif schire abe nemyn.

Zum Schluss noch ein gutes Hausmittel und zwei probate Rezepte. Hs. 3 fol. 121a.

Der dy vlōe welle tōtyn, der neme eyn meslich tōpflyn, daz nūwe sȳ vnde smere daz mit hōckȳme vnsleyde vnde setze daz bȳ sin bette, so sammȳn sich dy vlōe alle do hyn, so mak her sy tōtyn. Abir wedir dy vlōe; czegyn blut czu los adir menge ys mit longe vnde sprengre ys wo dy vlōe sint, als du sy vortrȳben wilt.

Hs. 1 fol. 151a gegen den Schorf:

Wazzerkroten gebrant ze pulver. vnde muse mist mit weichem peche getempert tut dazselbe.

Hs. 1 fol. 110a:

Der zene machen wille den menschen, di vz sint geuallen, der neme des wilden raben mist vnde puluere den vnde se in in di stat.

Ein Freund und Förderer der schlesischen Volkskunde vor hundert Jahren und seine Zeitschrift. *)

Von Dr. Karl Olbrich.

Im Anfang des Jahres 1800 vereinigten sich zu Breslau der Buchdrucker Barth und der Kupferstecher Endler mit drei schriftstellerisch tätigen Freunden, um eine neue Zeitschrift herauszugeben. In der Form von Erzählungen, Briefen und Notizen sollte sie über die wichtigsten Tagesbegebenheiten, über interessante Gegenstände des Wissens und der Kunst, über Merkwürdiges aus Provinz und Hauptstadt berichten und durch anmutige und belehrende Lektüre „auf wahren Gemeinsinn in moralischer Hinsicht abzielen“. Der „Breslauische Erzähler“ erschien jede Woche am Sonnabend in der Stärke eines Bogens, war jedesmal mit einem Kupfer geziert und für 1 Silbergroschen 6 Pf. zu kaufen. Schlesien besaß bisher nichts derartiges; so kam das Publikum dem neuen Unternehmen mit Neugier und Interesse entgegen. Trotzdem gelang es der Zeitschrift zunächst nicht, einen weiten, gesicherten Leserkreis zu gewinnen, bis mit dem 14. Stücke (5. April 1800) ein Wechsel in der Redaktion eintrat. Denn der Mann, der jetzt die Leitung übernahm, prägte dem Blatte sofort den Stempel seiner eigenen sympathischen Persönlichkeit auf. Es war Georg Gustav Fülleborn, der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache Professor am Elisabetanum. Er war geboren am 2. März 1769 zu Glogau als Sohn eines Hof- und Kriminalrates, der an der Ausbildung seines Sohnes sich selbst lebhaft beteiligte. Schon während dieser auf der Stadtschule unter der Leitung des tüchtigen

*) Benutzte Quellen für Fülleborns Lebensbeschreibung:

Schummel: Breslauer Almanach für den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts (Grass u. Barth 1801) S. 157.

Breslauischer Erzähler, Jahrg. 1803, S. 147.

Schlesische Provinzialblätter, Jahrg. 1803, Februarheft S. 188 f. (vgl. Anhang 107 f., 153).

Schummel: Garve und Fülleborn (Breslau 1804), Ad. Gehr.

Schlichtegrolls: Nekrolog der Deutschen für das neunzehnte Jahrhundert, III 101 ff. Allgemeine Deutsche Biographie, VIII 194.

Rektors Uhse sich tüchtige Kenntnisse erwarb, versuchte er sich bereits in schriftstellerischer Tätigkeit, arbeitete wohl auch gemeinsam mit seinem Freunde Ersch an der „Bunzlauer Monatsschrift“ mit. 1786 zog er auf die Universität Halle, um Theologie und Philologie zu studieren, und wurde eines der ersten Mitglieder des philologischen Seminars, das der berühmte Professor Wolf soeben gegründet hatte. Wenn er sich hier gründliche Fachkenntnisse und eine sichere Methode aneignete, so erweiterte er durch fleissiges Selbststudium und weite Reisen innerhalb Deutschlands seinen geistigen Gesichtskreis. Nach ehrenvoller Disputation kehrte er 1789 in seine Vaterstadt Glogau zurück, wo er seine Zeit zunächst zwischen Schriftstellerei und der „wieder hervorgeholten“ Theologie teilte. Schon war er zum dritten Diakonus an der evangelisch-lutherischen Kirche Glogaus gewählt, als man ihm die durch Gedikens Abgang frei gewordene Professur am Breslauer Elisabethanum anbot. Ohne Zögern vertauschte nun Fülleborn, seiner inneren Neigung folgend, die Kanzel mit dem Katheder und trat, erst 22 Jahre alt, am 19. Oktober 1791 das neue Amt an. Fülleborn war, wie der Nachruf in den Provinzialblättern (1803 S. 188) rühmend hervorhebt, ein vorzüglicher Schulmann, der das Nötige von dem Entbehrlichen sicher zu trennen wusste und seine Schüler nicht nur in der Gelehrsamkeit, sondern auch im Geschmack zu bilden suchte. Eine glückliche Ehe (seit 1794) half ihm die Sorgen eines mit materiellen Gütern wenig gesegneten Standes ertragen; vor allem aber fand er stets angenehme Erholung in einer ausgedehnten literarischen Tätigkeit, wobei er die mannigfaltigen Kenntnisse und Fähigkeiten, die er in sich vereinte, glücklich verwenden konnte. Ausser Beiträgen zur Geschichte der Philosophie, altphilologischen und germanistischen Arbeiten beschäftigten ihn reichlich Artikel für unterhaltende Zeitschriften. Es ist erstaunlich, wie dieser Mann, der jeden Vormittag der Schule und nachmittags noch manche Stunde den Korrekturen und dem Seminar widmen musste, den kleinen Rest seiner Zeit auszunützen verstand. 1797/98 lässt er bei W. Gottl. Korn die „Kleinen Schriften zur Unterhaltung“ erscheinen, 1799 und 1800 gibt er bei C. G. Meyer die „Nebenstunden“ heraus; 1798 waren bereits die „Volksmärchen der Deutschen, nicht von Musäus“ von ihm herausgekommen. Von 1800 an nahm dann die Redigierung des „Breslauer Erzählers“ ihn fast völlig in Anspruch. Schon

damals befürchtete sein Kollege Schummel, als er Fülleborns im „Breslauer Almanach für den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts“ (1801 S. 157) rühmend gedachte, der Vielbeschäftigte werde bei so angestrenzter Tätigkeit ein „Opfer des Stubenfleisses“ werden. Und in der Tat hatten sich bereits bei ihm starke asthmatische Beschwerden eingestellt, die schliesslich trotz des Gebrauches der Bäder von Landeck und Altwasser (vgl. sein „Taschenbuch für Brunnengäste“ aus dem Nachlass 1806) ihn im Alter von noch nicht 34 Jahren am 16. Februar 1803 dahinrafften. Wenige Stunden vor seinem Tode diktierte er noch an einem Aufsatze für das letzte Blatt des Erzählers (26. Februar 1803), das unter seinem Namen erschien.

Der Antrag, die Redaktion dieser Zeitschrift zu übernehmen, war Fülleborn überraschend gekommen, doch griff er die neue Aufgabe mit Kraft und Lust an. Ihm war es ein Lebensbedürfnis, wie er in dem innig empfundenen Gedichte „An meinen Vater zu seinem siebzigsten Geburtstage 1798“ sang, „zu lesen, schreiben oder heiter zu scherzen, wie Horaz, sein Lehrer und Begleiter“. Er besass aber auch die für einen Gelehrten nicht leichte Kunst, „dem grossen Publikum nicht vorauszuweichen, sondern mit ihm Schritt zu halten“, und was die törichte Kritik damals an dem „Erzähler“ tadelte, dass er sich zum Geschmack und der Fassungskraft des Volkes herabliess und dem Laien auch entferntere Dinge verständlich und anziehend zu machen verstand, ist gewiss nicht sein letzter Ruhm. Fülleborn hatte nur wenige Mitarbeiter — Honorar konnte die Zeitschrift nicht zahlen —, auch bei dem Publikum, das er wiederholt zur Mitarbeit anzuregen versuchte, fand er nur wenig Unterstützung. So blieb ihm nichts übrig, als den allergrössten Teil des Blattes selbst zu schreiben, weshalb er es auch mit gutem Rechte seit 1802 mit vollem Namen zeichnete. Wir aber verdanken diesem Umstande den eigenartigen Charakter der wenigen von ihm redigierten Jahrgänge, den man freilich erst dann voll erkennt, wenn man die Stücke vor seinem Eintritt und die Jahrgänge nach seinem Tode damit vergleicht. Da offenbart es sich, dass wir hier ein Werk vor uns haben, das wie schon Schummel, wenn auch aus anderen Gründen, meinte, „nicht nur für die Mitwelt seiner Zeitgenossen, sondern auch für die Nachwelt geschrieben ist“ — es ist eine Zeitschrift für schlesische Volkskunde.

Denn Fülleborn ist seinem Heimatlande mit treuer Liebe ergeben. Bereitwillig stellt er zwar Ansichten und Meinungen Fremder über Breslau und Schlesien, oft mit schalkhaftem Humor, zur Debatte¹⁾, aber der gutmütige Gelehrte kann doch sehr zornig werden, wenn er in neueren Erd- oder Reisebeschreibungen falsche Notizen über seine Heimat findet²⁾. Mit patriotischem Stolz zählt er Schlesiens Reichtum an Dichtern und Tonkünstlern auf³⁾, auf Grund sorgfältig gesammelter alter Komödienzettel gibt er Beiträge zur Geschichte des Breslauer Theaters⁴⁾ und freut sich, durch eine Zusammenstellung berühmter schlesischer Schauspieler beweisen zu können, dass die Schlesier sich mit demselben Rechte, wie die Griechen, eine *natio comoeda* nennen könnten⁵⁾. Er erneuert die Erinnerung an berühmte oder seltsame Menschen, die in Schlesien geboren wurden oder dort weilten (Herzog Heinrich IV., der „erste schlesische Dichter“, Johann von Kapistrano, Wallenstein, Trozendorf und Arletius, Stranitzky, der „erste deutsche Hanswurst“, Christian von Wolf u. a. m.⁶⁾). Er betrachtet den reichen Bilderschmuck der Breslauer Kirchen und sucht in oft recht mühevoller Untersuchung Verfertiger, Bedeutung und Kunstwert festzustellen⁷⁾. Er durchstöbert alte, gedruckte und handschriftliche Chroniken und Annalen schlesischer Städte und zieht aus ihnen „Denkwürdigkeiten“, „Kuriosa“, „Altertümer“ und „Anekdoten“⁸⁾. Aber alles dieses fällt ja, ebenso wie die zahlreichen Beiträge zur Geschichte Schlesiens und Breslaus, nicht in das eigentliche Gebiet der Volkskunde und findet hier auch nur Erwähnung, um Fülleborns umfassende Tätigkeit zu charakterisieren. Dagegen befinden wir uns bereits auf volkscundlichem Gebiete, wenn wir Fülleborn beschäftigt sehen, die in Schlesien häufiger vorkommenden Familiennamen und die Namen der Häuser in Breslau zusammenzustellen, die an letzteren angebrachten Inschriften und Bilder aufzuzeichnen und

¹⁾ 1801, 329; vgl. 1800, 672.

²⁾ 1801, 484, 564, hierzu vgl. man seine Abhandlung in der Lit. Beilage der Provinzialblätter, 1793 S. 1 ff.

³⁾ 1801, 356; 1803, 18. ⁴⁾ 1800, 722, ebd. 826. ⁵⁾ 1800, 742.

⁶⁾ 1802, 468, 485; 1800, 771, 792; 1800, 634; 1802, 258, 274; 1800, 280 u. 1801, 188; 1802, 487, 497, 549; 1801, 205 usw.

⁷⁾ 1800, 404, 417 u. a.; 1802, 238.

⁸⁾ Vgl. z. B. 1800, 423, 582; 1801, 265 u. v. a. m.

zu deuten, die ursprünglichen Namen der Strassen und Ortschaften zu ermitteln und auszulegen⁹⁾.

Wie Fülleborn selbst mit spielender Gewandtheit in einem trefflichen Stile schreibt, so wehrt er mit Spott und ernstem Tadel den „Sprachbarbarismen“, wo sie ihm nur immer in Anschlägen oder Zeitungsanzeigen entgegentraten, und geisselt die törichte Sucht seiner Zeit, sich mit französischen Federn zu schmücken¹⁰⁾. Aber auch dem Dialekt seiner engeren Heimat bringt er lebhaftes Interesse entgegen. So stellt er alphabetisch geordnete Nachträge zu einem 1787 in Stendal erschienenen Schlesischen Idiotikon und den Sammlungen in den Schlesischen Provinzialblättern zusammen¹¹⁾, er bringt Proben von dem eigenartigen Dialekt der Kräuter und der Glogauischen Mundart¹²⁾ und zieht Sprachbemerkungen aus einigen älteren Dichtern, namentlich aus Tscherning¹³⁾. Überaus wertvoll, aber bisher, wie es scheint, noch nicht ausgenutzt, sind seine ausgezeichneten Sammlungen schlesischer Sprichwörter und sprichwörtlicher Redensarten. „Sprichwörtern“ sagt er einmal¹⁴⁾, „welche ein grosser Teil der Nation im Munde führet, liegt stets etwas Wahres zum Grunde. Sie sind die Formen, in welche das Volk seine oft teuer erkauften Erfahrungen giesst, und ein Volk, welches viele Sprichwörter hat, kann wohl lasterhaft, aber

⁹⁾ Häusernamen: 1802, 746 (132); Familiennamen: 1802, 780, 791; Inschriften und Bilder an Häusern: 1800, 377, 503, ebd. 384, 515, 803; 1801, 53, 367, 384, 515, 739; die des Schweidnitzer Kellers findet man 1800, 225, 644, 665; 1801, 97, 138, 193 (Fetzpopel und Bruder Alex mit Buntbild); Namen von Strassen und Ortschaften: Tschepine 1801, 95; Reuschegasse ebd. 110, 121; Altbüsserstrasse u. a. ebd. 185 u. 1802, 708; Kugelzipfel 1801, 185; Pfaffen-graben ebd. 202; Hummerei ebd. 606, 662; Morgenau ebd. 286; im Volksmunde verdorbene Strassennamen zusammengestellt: 1800, 375 (Katternstrasse, Nickelsstrasse, Morgenau, Grulms, Zimpel, Margaretenmühle, Packehof, Hundhäuser, Harnschstrasse).

¹⁰⁾ 1800, 582, 632, 688; 1801, 110, 569; 1802, 289; 1800, 379 u., vgl. 1802, 124 ff.

¹¹⁾ 1800, 598, fortges. ebd. 663 (verzeltes 1801, 262, 284, 310, 489, 728).

¹²⁾ 1801, 671 (Silesiasmen aus einem alten Liede in der Kräutersprache) fortges. ebd. 675; vgl. Schummels Almanach, 170 und Br. Erzähler 1800, 468; 1800, 474 (Lied eines jungen Bauern, Probe des ländlichen Dialekts im Glogauischen).

¹³⁾ Nebenstunden II, 18 ff. — Sein lebhaftes Interesse für ältere schlesische Dichter beweist auch die mehrmalige Beschäftigung mit den Minneliedern Herzog Heinrichs (Pr. Bl. Liter. Beil. 1793, 101; Br. Erz. 1802, 468, 485).

¹⁴⁾ 1801, 78 Anm. 2.

nicht mehr ungebildet sein“. So legt er eine Sammlung von Redensarten an, die auf Personen, Gegenden und Begebenheiten anspielen und sich auf Schlesien beziehen¹⁵⁾; zu ihrer Erklärung zieht er eine Menge alter Anekdoten und Sagen heran. Er beginnt auch bereits das Gefundene zu ordnen; so stellt er einmal die Redensarten der Schlesier zusammen, welche sich auf die Narren¹⁶⁾, ein anderes Mal die, welche sich auf das Lügen¹⁷⁾, ein drittes Mal die, welche sich auf die Trunkenheit beziehen¹⁸⁾. — Fülleborn besass auch eine handschriftliche Sammlung alter schlesischer Volkslieder, aus welcher er gelegentlich Proben mitteilt, so: „Ein alt Lied, von der Tartarfürstin, die zu Neumark meuchelmörderisch getötet worden“¹⁹⁾, das „Lied vom Herzog Hanns und den Glogschen Thumherren“²⁰⁾, „Ein Lied von einem Müller und seiner Frau“, „Das schöne Alter“²¹⁾. Zu dem bereits anderswo mitgeteilten „in Breslau sehr gewöhnlichen“ „Liede vom Könige Ladislaw“ merkt er sogar einige abweichende Lesarten an und rühmt von ihm, dass es sich „an Geist und Leben dreust mit mancher neuen Ballade messen“ könne²²⁾. Einer kurzen Beschreibung von Trebnitz fügt er „ein nicht ganz schlechtes altes Volkslied über die Erbauung und Benennung dieses alten Stiftes“ bei²³⁾. Mit Witz und Laune schreibt er einen „Herzenserguss über das Schlesische Volkslied: „Unser Bruder Malcher, der wollt' ein Reiter werden“ in der Form eines ästhetischen Kommentars²⁴⁾. Er dichtet ein „Zechlied am St. Martinstage, nach einem alten Volksliede“²⁵⁾, und benutzt die ersten Zeilen eines „beliebten schlesischen Volksliedes“ für Anfang und Ausgang einer eigenen Dichtung²⁶⁾. Alte Volksreime, die fast wie Unterschriften zu einem „Totentanze“ klingen, führt er unter dem Titel „Der Tod in Breslau“ (1680) an²⁷⁾; ebenso gehören unter den Begriff Volkslied (in weiterer Bedeutung) die von ihm herausgehobenen Stellen aus „Alten Reimen über die Breslauischen Kirchen“²⁸⁾. An gleicher Stelle finden wir ein nach Form und Inhalt echtes Volkslied: „Lob der Stadt Breslau, aus 1623“. Fülleborn äussert bei dieser Ge-

¹⁵⁾ 1800, 220—226, 275 f., 296, 469—472, 518—520, 546—548, 648—650; 1801, 26—29, 469—472; 1802, 345 f.; dazu 1800, 678 und 690 (Hünerfresser und Eselsfresser).

¹⁶⁾ 1801, 345. ¹⁷⁾ 1801, 631. ¹⁸⁾ 1801, 135, 147. ¹⁹⁾ 1801, 68.

²⁰⁾ ebd. 94. ²¹⁾ ebd. 242. ²²⁾ ebd. 92. ²³⁾ 1801, 434. ²⁴⁾ 1801, 638.

²⁵⁾ 1801, 707. ²⁶⁾ 1800, 639. ²⁷⁾ 1802, 678. ²⁸⁾ 1801, 154.

legenheit Gedanken über die Volksdichtung, wie sie erst in unseren Tagen durch die Vereine für Volkskunde in weitere Kreise getragen worden sind, wenn er mit einer gewissen Bitterkeit sagt: „Man hat beinahe in allen Städten dergleichen alte Reimereyen über merkwürdige Ortsgeschichten, Gebäude, Feste und dergleichen; aber wir haben vielleicht zu wenig Patriotismus, das heisst hier, Vorliebe für die Altertümer unsers Vaterlandes, als dass wir sonderlich darauf achteten. Die Engländer beschämen uns in diesem Stücke sehr, und die Franzosen ehemals auch. Der gemeinste Leberreim, der einen vaterländischen Gegenstand betraf, war und ist ihnen wert, indessen wir die interessantesten Poesieen aus älteren Zeiten entweder nicht kennen, oder verächtlich auf die Seite werfen. Ich begehre keineswegs, dass jemand dieses und ähnliche Reimstücke als etwas Besonderes ansehen und bewundern soll; meine Absicht ist nur, dann und wann dergleichen Überreste von alter Art und Kunst zu sammeln; wozu? das wird die Zeit wohl lehren!“ —

So hält er es auch nicht unter seiner und seiner Zeitschrift Würde, von mancherlei Aberglauben zu berichten, wenn es auch meistens in der für sein Zeitalter charakteristischen Absicht geschieht, aufklärend und belehrend zu wirken. Was er beim Durchstöbern alter Chroniken von dergleichen Dingen findet, verfehlt er nicht anzumerken, so: ein landesherrliches Edikt vom Jahre 1742, wie man eine Feuersbrunst durch die mit magischen Zeichen bemalten „Feuerteller“ löschen solle²⁹⁾, eine seltsame Pestkur durch Gebetformeln in Breslau 1568³⁰⁾, und „Simplicissimi ausführlichen Bericht vom Galgenmännlein“ oder Alraun³¹⁾. Sorgfältig beobachtet er auch, was noch in seiner Zeit an abergläubischen Ansichten und Gebräuchen lebendig war. Er „registriert die Überreste eines alten Religionsgebrauches am Johannisabende in Schlesien“³²⁾, erzählt von dem „Aberglauben, der in der Christnacht sein Wesen treibt“³³⁾, und weist in einer kleinen Erzählung auf das Bleiorakel am Andreasabend hin³⁴⁾. In das Gebiet der Volkszauberei und

²⁹⁾ 1803, 90. ³⁰⁾ 1801, 510; vgl. dazu 1800, 504 f. (Bibenellkraut).

³¹⁾ „Nebestunden“ II 11, aus einer Schrift, 1673 von Israel Fromschmidt (eig. D. Joh. Ludwig Hartmann, Superintendent in Rotenburg) herausgegeben.

³²⁾ 1801, 422 (Johannisfeuer, vorher eine Sammlung aus Sachsen).

³³⁾ ebd. 804.

³⁴⁾ ebd. 774 (hier auch einige Beispiele für die naive Deutung der Namen der Heiligen).

„medizin“ gehören seine hochinteressanten Mitteilungen über den „Evangelien Schlüssel“ zur Ermittlung eines Diebes und über das „Krankemessen“³⁵⁾, sowie über sympathetische Kuren“ durch Aufbinden eines magischen Zettels³⁶⁾. Mit letzterem zusammenzustellen wären die von ihm aus einer schlesischen Chronik ausgezogenen „himmlischen und höllischen Briefe“³⁷⁾ und das in seiner Zeit noch lebendige „Christophelgebet“ als Beschwörungsformel, um reich zu werden³⁸⁾. Auch sonst erzählt Fülleborn gelegentlich von einem zu seiner Zeit noch verbreiteten Aberglauben: z. B. über die Ursachen eines plötzlichen Sturmes³⁹⁾, über die Bedeutung der Kometen⁴⁰⁾, über den Glockenschlag⁴¹⁾, über das Umgehen von Gespenstern⁴²⁾, oder er plaudert über seltsame, weitverbreitete Ansichten und grübelt ihren Ursachen nach⁴³⁾. Besonderes Vergnügen bereitet es ihm, wenn er die sagenbildende Phantasie des Volkes mitten in der Arbeit überraschen kann, z. B. bei der Breslauer Sage von „der reichen Fremden mit dem Schweinskopfe“⁴⁴⁾. Er zeigt, wie das Volk Namen, die ihm unverständlich waren, durch eine frei erfundene Sage sinnig zu deuten (die Breslauer Volkssage von Scheitnig)⁴⁵⁾, wie es Figuren, deren wahre Bedeutung ihm verschlossen war, keck durch eine Erzählung zu erklären sucht (der sterbende Fechter und die Laokoongruppe im „Fürstengarten“ zu Scheitnig)⁴⁶⁾. „Wie erfinderisch“, so ruft er hier aus, „ist doch die Volkssage, und wie leicht macht sie sich's nicht, die seltsamsten Dinge zu erklären!“ In dasselbe Gebiet der ätiologischen Sagenbildung gehört auch die von ihm mit mancherlei Ausschmückungen erzählte Sage von der „Hahnenkrähe“⁴⁷⁾ bei Breslau, die Wappensage des Ritters Schafgotsch⁴⁸⁾, wohl auch die Sage von dem „diebischen Ratsherrn in Schweidnitz“⁴⁹⁾. Die im letzten Grunde

³⁵⁾ ebd. 566; vgl. Mittlg. IV 65. ³⁶⁾ 1800, 297.

³⁷⁾ 1800, 562; vgl. Mittlg. III 59, IV 68. ³⁸⁾ 1802, 270.

³⁹⁾ 1801, 82 unten, vgl. Mittlg. XII 76. ⁴⁰⁾ 1802, 482; vgl. 570 unten.

⁴¹⁾ 1801, 443. ⁴²⁾ 1802, 646.

⁴³⁾ 1800, 348 (Ursache der Dürre), 551 (Kalender usw.); 1801, 191 (Weisskäufer).

⁴⁴⁾ 1802, 22 (diese „berüchtigte Prinzessin mit dem Schweinerüssel“ erwähnt auch Platen in der „Verh. Gabel“ V. Akt Vers 12); vgl. 1801, 484.

⁴⁵⁾ 1801, 338; vgl. Mittlg. I 21. ⁴⁶⁾ 1800, 277; 1801, 601.

⁴⁷⁾ 1800, 388—393 (man beachte die Anm.) Mittlg. XI 90. ⁴⁸⁾ 1800, 580.

⁴⁹⁾ 1802, 626 (sie schloss an das früher noch vorhandene Steinbild einer Dohle an, vgl. die Breslauer Sage von der Dohle an der Kreuzkirche).

sicher auch ätiologische Legende von der heiligen Kümmernis, die erst kürzlich in unserem Vereine eingehend erörtert wurde, tritt uns in dem Aufsätze „Die Jungfer mit dem Barte“ entgegen⁵⁰⁾. Der Legende schenkte Fülleborn besondere Beachtung; er erzählt von der warnenden Geschichte, die einst neben dem Pestbilde am Schweidnitzer Pförtchen in Breslau dargestellt zu sehen war⁵¹⁾, von den Wundertaten des berühmten Dominikaners Ceslaus in Breslau und seines Bruders Hyazinthus in Oppeln⁵²⁾; mit Vorliebe aber verweilt er bei dem Sagenkranze, mit welchem Schlesiens fromme katholische Bevölkerung die heilige Hedwig umwob⁵³⁾. Er freut sich feststellen zu können, dass die berühmte Lübecker Sage vom „Tode eines Domherrn“ einstmals „auch in Breslau zu haben gewesen“ und führt zum Beweise ein paar im Chor angeschriebene lateinische Verse an, die es als ein Wunder des heiligen Vinzentius preisen⁵⁴⁾. Neben die Legenden der Heiligen treten die Teufelsagen: wir finden die bekannte Erzählung vom Satan, der die Schwenkfelder am Spitzberge bei Goldberg ausschüttet⁵⁵⁾, vom Bösen, der eine gewaltige Arbeit in kürzester Zeit vollendet und zu Christian Tzessels Bekehrung ebenso verhilft⁵⁶⁾, wie die teuflische Schar aus dem wüsten Ritter Stillefried einen milden und frommen Mann macht⁵⁷⁾. Die Ritter- und Burgsage entsprach offenbar dem Geschmacke des Zeitalters ganz besonders. Den „Sprung vom Kynast“ hat Fülleborn nicht nur in einer reich ausgeschmückten Erzählung behandelt⁵⁸⁾, sondern ihn auch „der alten Volkssage, die alle Trümmer und alte Burgen mit Abenteuern ausstattet“ in der „Schlesischen Musikalischen Blumenlese“ nachgedichtet⁵⁹⁾, wie er auch die Schweinhaussage in einer Romanze verherrlichte⁶⁰⁾. Er erzählt von dem versteinert aufgefundenen Leichnam des Ritters Hans von Mühlheim und der anknüpfenden Sage⁶¹⁾ und vom Ritter Pusch auf Gross-Schwein, dem der Geist seines Bruders auf seinen Wunsch den Tod acht Tage vorher verkündete⁶²⁾. Die Sagen von Siegmund von Nostitz, dem Löwen-

⁵⁰⁾ 1802, 307; vgl. Mittlg. VI 81 (eine ätiologische Sage erwähnt 1800, 745).

⁵¹⁾ 1800, 503. ⁵²⁾ 1802, 284.

⁵³⁾ 1801, 662 ff., 672 ff.; 1800, 754 (der heiligen Frau Hedwig Ruhestein bei Burg Lähn), vgl. ebd. 544 Anm. 2.

⁵⁴⁾ 1801, 319. ⁵⁵⁾ 1801, 788. ⁵⁶⁾ 1801, 499 (Schwentnig bei Zobten).

⁵⁷⁾ 1802, 441 (Neurode). ⁵⁸⁾ 1800, 455 ff., 472 ff.

⁵⁹⁾ a. O. 2. Jahrg. 1. Heft; vgl. 1802, 466. ⁶⁰⁾ 1802, 783.

⁶¹⁾ 1801, 594 (Pläsewitz bei Schweidnitz). ⁶²⁾ 1801, 34.

ritter⁶³), und dem „Herzog Ludewig von Brieg und seinem Pagen“⁶⁴) gehen bereits in das Gebiet der sagenhaften historischen Erzählung über. Solche finden wir von Fülleborn mehrfach behandelt: so rühmt er die tugendhafte „Bunzlauische Lukrezia“⁶⁵), zeigt, wie die Weiber von Weinsberg auf schlesischem Boden sich in den Frauen von Frankenstein wiederfinden⁶⁶), und besingt „das gerettete Goldberg oder die gebratene Katze“⁶⁷). Auf ein anderes Feld der Sage versetzt uns die eigenartige Erzählung „Der Hechelkrämer“, welche Fülleborn angeblich einem Enkel der beteiligten schlesischen Grafen verdankt, die sich aber bald als echte Venezianersage entpuppt⁶⁸). Fülleborn gibt später noch einmal interessante Notizen über diese seltsamen Bewohner des Riesengebirges im Anschluss an „Axtelmeiers Naturlicht“⁶⁹). Auch der grosse Dämon dieses Gebirges, Rübezahl, wird bei Fülleborn wiederholt erwähnt. Er versucht eine neue Ableitung seines Namens zu geben⁷⁰); er bittet, ihm den Verbleib „dreier seltener Stücke aus der ziemlich ansehnlichen Literatur dieses Spukgeistes“ anzugeben⁷¹). Auch weiss er von ihm manchen Schwank und manches Märlein zu berichten. Leider kann man bei seinem lebhaften Erzählertalent nie genau feststellen, wieweit vielleicht seinen phantasievollen Geschichten noch eine Volkssage zugrunde liegt. Fülleborn war, wie schon der Titel eines seiner Bücher beweist (s. o.), durch den geistreichen Verfasser der deutschen Volksmärchen, der selbst sich aus Schlesien manchen Stoff holte, lebhaft angeregt worden. Er meint zwar in seiner bescheidenen Weise, die „originelle Laune“ eines Musäus könne er nie erreichen; doch zeigt er unverkennbar das Streben, in dessen leichter und volkstümlicher Sprache zu reden und „den geringfügigen Stoff durch die Zutat passender Erdichtungen und eingestreute moralische Bemerkungen zu erheben“⁷²). Dies ist bei seinen zahlreichen Rübezahlmärchen und auch bei den drei Sagen von der Glatzer Jungfrau geschehen⁷³). Sie sind reine Unterhaltungslektüre, ebenso wie die in den „Kleinen Schriften zur Unterhaltung“ enthaltenen „Schlesischen Märchen“ vom Jahre

⁶³) 1800, 409 (vgl. 756). ⁶⁴) 1801, 210. ⁶⁵) 1802, 314. ⁶⁶) 1800, 576.

⁶⁷) 1800, 823. ⁶⁸) 1801, 167. ⁶⁹) ebd. 826. ⁷⁰) 1801, 57. ⁷¹) 1802, 806.

⁷²) Dies verlangte man damals, vgl. Provinzialblätter 1800 die Rezension eines anderen Märchenbuches, Anhang hinter 444 S. 7.

⁷³) Rübezahlschwänke: 1801, 249, 270; 1801, 517; 1802, 123, 141, 178, 209, 326, 339, 363, 647, 802; 1803, 12, 21; Glatzer Jungfrau: 1803, 100, 115, 135.

1797: Die Geister des Zobtenberges — drei Rübezahlmärchen — der Drachenberg, genannt der Klenz, im Reichensteiner Gebirge⁷⁴). Was uns, vom Standpunkte der Volkskunde aus gesehen, hier als ein Mangel erscheinen möchte, war in den Augen seiner Leser sicherlich ein Vorzug — und für diese schrieb er doch zunächst, oft „leider um des Lohnes willen“. Es ist der „Fehler“ eines dichterischen Gemütes, dem selbst Philo von Walde in seinem „Schlesien in Sage und Brauch“, wie Weinhold in dem Vorworte leise mahnte, noch nicht völlig entging. — Reichlich aber werden wir für das, was uns hier vielleicht verloren ging, auf einem anderen Gebiete der Volkskunde entschädigt: für Sitte und Brauch, häusliches Leben und Volkstrachten der Schlesier sind die von Fülleborn redigierten Jahrgänge des Erzählers eine fast unerschöpfliche Fundgrube. Denn der Professor der klassischen Sprachen warf die philologischen Scheuklappen beiseite; er beobachtete gern und sorgfältig das ihn umflutende Leben seiner Zeit und gab es in poetischer Form wieder. In den leicht hinfließenden Distichen seiner „Edulia“ belehrt er uns darüber, was damals dem Schlesier zu des Leibes Nahrung und Notdurft gehörte⁷⁵), ein anderes Mal lässt er uns die Breslauer Bürger bei ihren „Winterfreuden“ oder in ihren „Gärten und Lustörtern“ belauschen⁷⁶). Er erwähnt so manchen an bestimmte Tage oder Jahreszeiten geknüpften Brauch seiner Landsleute, vergleicht ihn mit ähnlichen aus anderen Gegenden Deutschlands und versucht ihn zu deuten: im März den Gregoriusumgang der Lehrer und Schüler⁷⁷), die Maskeraden und Schauspiele der Juden am Purimsfeste⁷⁸), den Umgang der Kinder mit dem „Mayen“ und das Totaustreiben⁷⁹) (mit einem wertvollen Bilde!), im April das Aprilschicken⁸⁰), zu Ostern die „Osterprügel“ und das „Schmagostern“⁸¹), das „Eyerlesen“ der Tuchmacherbrüderschaft am ersten oder zweiten Sonntage nach Ostern⁸²), zu Pfingsten den Lattichkönig oder Rauch-

⁷⁴) a. O. 154 ff., das gleiche gilt in verstärktem Masse von den „Volksmärchen der Deutschen“ vom Jahre 1798, welche völlig freie Phantasiegebilde sind. — Beiläufig will ich hier am Schluss des Abschnittes über die Sagen noch erwähnen, dass sich bei ihm auch zwei polnische finden: 1802, 565 und „Nebensunden“ II 165.

⁷⁵) 1800, 485, 496, 528, 560, 609; 1801, 8; 1802, 306, 392, 616.

⁷⁶) 1801, 768, 785; 1801, 151, 171, 181, 215; 1802, 404.

⁷⁷) 1802, 169 (hinter S. 186). ⁷⁸) 1802, 194. ⁷⁹) 1801, 161 (vgl. 1801, 155).

⁸⁰) 1800, 226. ⁸¹) 1800, 238, 253, 271 (327). ⁸²) 1800, 273.

fihs⁸³⁾, die Hahnenkämpfe am St. Gallustage⁸⁴⁾, die Kirmesbräuche⁸⁵⁾, St. Martinifest im November mit Gänsen und Hörnern⁸⁶⁾, das Nikolausfest im Dezember⁸⁷⁾, die Krippel zu Weihnachten⁸⁸⁾. Fülleborn gibt uns, häufig durch ein gutes Bild unterstützt, auch Beschreibungen alter, eingegangener oder zu seinen Zeiten noch bestehender Volksbelustigungen: der Fechterwettkämpfe zu Breslau⁸⁹⁾ — des Schwerttanzes der Kürschner⁹⁰⁾ — des Hahnen-schlagens des Schneidermittels zu Püpelwitz⁹¹⁾ — des alten Wettreitens und Pelzrennens in Breslau (beides mit Bildern)⁹²⁾ — längere Beiträge zu dem Breslauischen Pflingstschieszen (mit Bildern)⁹³⁾. Einmal stellt er als einen „Beitrag zur Kulturgeschichte“ alle „eingegangenen Schau- und Lustbarkeiten der Breslauer“ übersichtlich zusammen⁹⁴⁾. Fülleborn verfolgt nicht minder aufmerksam den Wandel in der Tracht seines Zeitalters und rügt die Auswüchse der Mode bei beiden Geschlechtern mit einem den alten „Modeteufeln“ kongenialen Spotte. Mit Bedauern aber sieht er, wie „die eigensinnige Mode seit 1756 immer mehr die gefällige und idyllenmässige Kleidung (des Landvolkes) verdrängt“. Offenbar auf seinen Wunsch hat der Kupferstecher nicht selten diese Trachten im Bilde festgehalten: die Festkleidung beim „Erndtekranze“ (auch als Beitrag zur Volkssitte zu benutzen)⁹⁵⁾, ein Breslauisches Kräutermädchen (Buntbild)⁹⁶⁾, alte Breslauer Kräutertrachten⁹⁷⁾, ein ländliches Brautpaar (Buntbild)⁹⁸⁾, ein ländlicher Hochzeitsbitter (Buntbild)⁹⁹⁾, eine Breslauer Hochzeitsbitterin (Buntbild)¹⁰⁰⁾, oberschlesische Trachten der Landleute (Oppeln)¹⁰¹⁾, alte Trachten der Neisser Landleute¹⁰²⁾. Es wäre gewiss eine schöne und dankenswerte Aufgabe des Vereins für Volkskunde, diese Trachtenbilder sowie einige der oben erwähnten Darstellungen alter Volksbräuche durch Reproduktion auch einem grösseren Publikum wieder zugänglich zu machen.

⁸³⁾ 1800, 353. ⁸⁴⁾ 1801, 457. ⁸⁵⁾ 1802, 709 (1800, 527).

⁸⁶⁾ 1800, 488, 726 (1801, 707). ⁸⁷⁾ 1800, 787.

⁸⁸⁾ 1802, 5, hierher gehören auch das „Feuerfest in Wansen“; 1802, 282 und der „Schwadian“ in Breslau; 1802, 473.

⁸⁹⁾ 1800, 789. ⁹⁰⁾ 1802, 456. ⁹¹⁾ 1802, 615.

⁹²⁾ 1802, 145, 163; 1801, 294; 1801, 522; 1802, 561.

⁹³⁾ 1801, 321; 1800, 341; 1802, 578. ⁹⁴⁾ 1801, 520.

⁹⁵⁾ 1800, 527. ⁹⁶⁾ ebd. 447. ⁹⁷⁾ 1801, 65. ⁹⁸⁾ ebd. 815. ⁹⁹⁾ ebd. 719.

¹⁰⁰⁾ 1800, 671. ¹⁰¹⁾ 1802, 114. ¹⁰²⁾ 1801, 129.

So sehen wir Fülleborn auf fast allen Gebieten der schlesischen Volkskunde tätig¹⁰³⁾, und gerade dies verleiht seiner Zeitschrift einen dauernden Wert. Mit Recht heben die Provinzialblätter, als sie 1800 (Anhang S. 493) das neue Unternehmen anzeigten, hervor, dass es „reich sei an interessanten und merkwürdigen Materien“, deshalb sei nicht zu fürchten, dass „es unter der Menge gewöhnlicher Flugblätter weggeworfen werde“. Und Fülleborn darf gewiss, wenn er der ehrenvollen Erwähnung seines Blattes in Schummels Almanach gedenkt, hinzufügen: „Der Wert dieses Erzählers ist doch vielleicht zu gering angeschlagen, wenn er bloss auf vorübergehende Unterhaltung berechnet wird. Da diese Zeitschrift heutige Anlagen, Sitten, Gebräuche u. dgl. beschreibt und erläutert, Altertümer von allerlei Art untersucht und ins Andenken bringt und manches Anekdoton aus Handschriften, manchen Auszug aus unbekannten oder vergessenen Büchern liefert, so könnte sie wohl noch etwas länger dauern, als das vorübergehende Vergnügen des flüchtigen Lesers“¹⁰⁴⁾. Fülleborn ist im Verständnis für volkscundliche Fragen seiner Zeit weit voraus. Denn er sammelt nicht nur, was er erreichen kann, ohne sich durch den Vorwurf, solche Dinge seien „albern und unnütz“, stören zu lassen; sondern er ahnt auch bereits die Mittel und Wege, deren sich die Volkskunde in unseren Tagen mit Erfolg bedient. Immer und immer wieder fordert er das weite Publikum zur Mitarbeit an diesen Dingen auf und sucht es durch Fragen dazu anzuregen¹⁰⁵⁾, auf verschiedenen Gebieten (Dialekt, Sprichwörter, Namen usw.) beginnt er bereits geordnete Sammlungen anzulegen (s. o.); er meint, eine „Vratislavia subterranea“ wäre gewiss keine verwerfliche Idee¹⁰⁶⁾, und wenn er schliesslich den Vorschlag macht, eine „Schlesische Monumentensammlung anzulegen, worin nicht bloss die grösseren in Kirchen und Schlössern befindlichen, sondern auch die kleineren hin und wieder zerstreuten

¹⁰³⁾ Lebhaft angeregt zu solchen Studien wurde Fülleborn jedenfalls auch durch die von Grätner herausgegebene germanistische Zeitschrift Bragur, deren Mitarbeiter er seit 1793 war (Pr. Bl. 1793 Lit. Beil. S. 269). Man vgl. z. B. Br. Erz. 1801, 420 mit Bragur II 2. Abt. 185.

¹⁰⁴⁾ 1801, 614

¹⁰⁵⁾ Vgl. z. B. 1801, 36 (dazu 1802, 132) und 317 (11 Fragen an „Kenner der Breslauer Altertümer“).

¹⁰⁶⁾ 1802, 164 (er meint Reste alter Bauten).

Denkmäler und Denksteine, mit und ohne Inschriften, gesammelt und in Abbildungen erhalten würden“¹⁰⁷⁾, so hat er auch unser „Museum schlesischer Altertümer“ im Geiste vorausgeschaut.

Im kräftigsten Mannesalter wurde der emsige Gelehrte, der treue Freund und treffliche Kenner seiner schlesischen Heimat, vom Tode dahingerafft; zahlreiche Nachrufe bekunden, welche Liebe und Verehrung er sich bereits erworben hatte; aber auch die schlesische Volkskunde wird im Hinblick auf das, was er in so kurzer Zeit für sie leistete und künftighin zu leisten versprach, in die wehmütigen Worte eines seiner Freunde einstimmen müssen:

„ Zu früh ist er von uns geschieden,
Zu früh für uns beschloss er seine schöne Bahn!
Wer hat, im Frühlinge des Lebens schon hienieden,
Fürs Heimatland soviel, soviel wie er getan!“

Aberglaube und Brauch aus der Provinz Posen¹⁾.

Von Professor O. Knoop in Rogasen.

I. Liebe, Brautstand, Hochzeit, Ehe.

1. Will ein Mädchen wissen, welchen Bräutigam es bekommt, so zündet es einen alten Besen an und beobachtet den Rauch. Von dort, wohin der Rauch zieht, kommt der Bräutigam.

2. In früheren Jahren gingen am Silvesterabend die Mädchen hinaus ins Freie, und von welcher Seite sie einen Hund bellen hörten, von der, meinten sie, würde ihr zukünftiger Mann kommen (Gnesen, Kujawien).

3. Wenn ein Mädchen wissen will, woher der Bräutigam kommt, soll es einen Hund nehmen und mit demselben auf einen Kreuzweg gehen; dort soll es beobachten, nach welchem Wege gerichtet der Hund bellt. Aus der Gegend kommt der Bräutigam.

4. Am Weihnachtsabend und ebenso in der Andreasnacht werfen die heiratslustigen Mädchen einen Schuh über den Kopf.

¹⁰⁷⁾ 1800, 753.

¹⁾ Die nicht durch Ort oder Kreis bezeichneten Stücke sind deutschen Ursprungs, die übrigen stammen aus polnischer Quelle.

Nach welcher Richtung die Spitze des Schuhs hinschaut, aus der Gegend wird der Bräutigam kommen (Kr. Grätz).

5. Wenn ein junger Mann und ein Fräulein durch sich gegenüber liegende Türen mit einem Lichte in der Hand in eine Stube treten, so soll in dem Hause eine heimliche Braut sein.

6. Unweit Smogulec bei Gollantsch liegt auf einer kleinen Anhöhe eine Kapelle, in welcher in einem Glassarge eine junge Gräfin liegt, die in der Blüte ihrer Jahre an gebrochenem Herzen gestorben ist. Wenn sich an diesem Sarge eine unverheiratete weibliche und männliche Person treffen, so sollen, nach alter Überlieferung, diese beiden Personen nach kurzer Zeit eine eheliche Verbindung eingehen. Vgl. Historische Monatsblätter für die Provinz Posen, V S. 127.

7. Ein Mädchen, das seine Arbeiten zuletzt beendet, bekommt einen alten Mann (Brudzyn).

8. Wer im Bette pfeift, bekommt eine dumme Frau (Brudzyn).

9. Wer beim Mittagessen zuletzt fertig wird, bekommt eine kahlköpfige Frau, und wer bei Tische pfeift, bekommt überhaupt keine Frau (Kujawien).

10. Junge Mädchen nehmen einen Witwer höchst ungern zum Manne. Sie sagen: Kto wychodzi za wdowca, to beczy jak owca, d. i. wer einen Witwer nimmt, blökt wie ein Schaf (Kujawien).

11. Wenn junge Mädchen beim Waschen das Unglück haben, dass sie von dem herumspritzenden Wasser nass werden, so prophezeit man ihnen, dass ihre zukünftigen Männer Säufer sein werden (Brudzyn).

12. Will ein Mädchen den Namen seines Zukünftigen erfahren, so muss es einen Apfel in einem langen Streifen schälen und die Schale auf die Erde fallen lassen. Aus der Form, welche die Schale bildet, kann man den Anfangsbuchstaben des Namens des Zukünftigen ersehen (Kr. Rawitsch).

13. Wenn man einen Apfel abschält und es gelingt, die Schale ganz zu erhalten, so soll man dieselbe über den Kopf werfen; die Schale bildet dann einen Buchstaben, gewöhnlich E oder J, und das ist der Anfangsbuchstabe von dem Vornamen des zukünftigen Bräutigams oder der zukünftigen Braut.

14. Junge Mädchen dürfen das Spinnweb nicht auslegen, denn sie fegen damit auch den Bräutigam aus (Kr. Rawitsch).

15. In den Ringfinger (den vierten Finger) soll eine Ader

direkt vom Herzen endigen; deshalb steckt man auch den Ring an diesen Finger (Kujawien).

16. Wenn ein Mädchen einen jungen Mann gern haben will, so gibt sie dem Auserkorenen in die Speise Mäuseschwänzchen (Kr. Schroda).

17. Weibspersonen sollen den Männern ihr getrocknetes und zu Pulver geriebenes Blut in die Speisen mischen; davon sollen die Männer sterblich verliebt werden. Andere sollen den Männern Semmel zu essen geben, welche sie in der Achselhöhle getragen haben und die von ihrem Schweiss benetzt wurde (Kujawien).

18. Junge Mädchen ziehen an den Fingern, dann knacken diese. Aus der Anzahl des Knackens prophezeien sie sich die Zahl der Bräutigams (Kujawien).

19. Wenn ein junges Mädchen sich eine Haube auf den Kopf setzt, so wird es sich nie verheiraten können (Brudzyn).

20. Spielt ein Fräulein gern mit Katzen, so bleibt es eine alte Jungfer (Janowitz).

21. In dem Hause, vor dem ein Lumpensammler seinen Wagen umwendet, bleiben die Mädchen alte Jungfern (Brudzyn).

22. Junge Mädchen dürfen sich nicht auf ein Sofa setzen, sonst bleiben sie alte Jungfern (Brudzyn).

23. Wenn ein junges Mädchen ein Stück Butter anschneidet, so wird es eine alte Jungfer werden, oder es muss noch zehn (sieben) Jahre auf einen Mann warten.

24. Ein junges Mädchen darf nicht an der Ecke eines Tisches sitzen, sonst muss sie noch sieben Jahre warten, bis sie sich verheiratet, oder sie wird eine alte Jungfer.

25. Am Silvesterabend nehmen Herren und Damen eine Schüssel mit Wasser; auf dieses Wasser setzen sie Schalen von Nüssen und auf diese kleine Lichtchen. Jeder merkt sich seine Schale. Der Herr und die Dame, deren Lichter zusammenkommen, heiraten sich.

26. Heiratslustige Mädchen nehmen am Weihnachtsabend einige Hände voll kleingehacktes Holz und zählen die einzelnen Stücke; haben sie eine gleichpaarige (grade) Anzahl von Hölzern ergriffen, so glauben sie, dass sie sich noch in dem Jahre verheiraten werden (Kr. Grätz).

27. Am Christabend stellt sich das Mädchen mit dem Rücken nach der Tür und wirft den Pantoffel hinter sich. Fällt der Pan-

toffel so, dass die Spitze nach der Schwelle weist, so wird sie noch in demselben Jahre heiraten (Kr. Rawitsch).

28. In der Weihnachtsvigilie werden von den unverheirateten Frauenspersonen einer Familie Knochen auf den Boden gelegt, und hierauf wird ein Hund in die Stube gelassen. Das Mädchen, dessen Knochen der Hund zuerst erhascht, wird zuerst heiraten (Kujawien).

29. Ein Fräulein, welches in der Nacht zum 1. Januar viel von Blut träumt, wird sich noch in demselben Jahre verheiraten.

30. Das Mädchen, welches sich bei den Neujahrsumgängen (kolenda) zuerst auf den vom Geistlichen benutzten Stuhl gesetzt hat, wird sich zuerst verheiraten (Kr. Rawitsch).

31. Am ersten Ostertage werden die Mädchen von den Dorfjungen mit Wasser begossen (Dyngus). Dabei sträuben sie sich zwar und suchen zu entfliehen, aber nur, um der Sitte zu genügen. Denn wenn ein Mädchen nicht begossen wird, so wird es sich in diesem Jahre nicht verheiraten (Kr. Schroda).

32. Am 1. April gehen die Mägde vor den Schweinestall und klopfen einige Male an die Tür desselben. So oft dann das aufgeschreckte Schwein grunzt, nach so viel Jahren werden sie sich verheiraten. Andere werfen auch ihre Schürzen auf das Ziegeldach des Hauses, und wieviel Ziegel die Schürze bedeckt, so viele Jahre müssen sie noch bis zur Heirat warten (Kr. Kosten).

33. Am Johannistage winden bei Sonnenuntergang die jungen Mädchen einen Kranz und werfen ihn auf einen Baum. Bleibt er oben hängen, so meinen sie, dass sie sich noch in demselben Jahre verheiraten werden; fällt er aber herunter, so müssen sie noch bis zum nächsten Jahre warten (Mlynkowo).

34. In manchen Ortschaften bei Samter ist es gebräuchlich, dass in der Johannisnacht die jungen Mädchen einen aus neuerlei Blumen gewundenen Kranz gegen einen Weidenbaum werfen, welchem dabei aber der Rücken zugewandt sein muss. Das Mädchen, dessen Kranz bis zum nächsten Morgen in den Baumzweigen hängen bleibt, wird sich noch in demselben Jahre verheiraten; fällt dagegen der Kranz herab, so wird das in dem Jahre nicht der Fall sein (deutsch).

35. Vor dem hl. Johannistage verschaffen sich die Mägde drei Birkenzweige; dem einen von diesen lassen sie die vollständige Rinde, der andere bleibt nur halb mit Rinde bedeckt, und der dritte behält gar keine Rinde. Beim Schlafengehen lassen sie sich diese drei Zweige von einer andern Magd unter die Kissen legen, und

am nächsten Morgen ziehen sie angstvoll einen von den Zweigen heraus, der ihre Zukunft bestimmen soll. Wenn nun das Mädchen den ganz mit Rinde bedeckten Zweig herauszieht, so wird sie ein reicher Mann heiraten; zieht sie den nur halb mit Rinde bedeckten Zweig heraus, so bekommt sie einen mässig reichen Mann zum Gatten; zieht sie aber den ganz von Rinde entblössten Zweig heraus, so wird ein ganz armer Mann sie zum Weibe nehmen (Kr. Kosten).

36. Am Johannisvorabende wird das Fest der wianki gefeiert. Die jungen Leute beiderlei Geschlechts begeben sich an Seen oder fließende Gewässer, um ein jeder einen Kranz in die Fluten zu werfen. Man ist des Glaubens, dass, wie sich die von den Wellen bewegten Kränze treffen, so auch die Herzen der werfenden Männlein und Fräulein sich zu einem Paare finden werden (Warthegebiet).

37. In der Andreasnacht¹⁾ werden von heiratslustigen Mädchen Töpfe mit Wasser gefüllt und auf dasselbe von zwei entgegengesetzten Seiten zwei Nähnadeln gelassen. Diese schwimmen gegeneinander, und wenn sie sich treffen, so verheiratet sich das betreffende Mädchen noch vor dem Frühling (Kr. Grätz).

38. In der Andreasnacht¹⁾ kommen in den Dörfern mehrere Mädchen zusammen, von denen jede eine frisch gebackene Semmel mitbringt, auf welche sie den Namen eines jungen Menschen aufgezeichnet hat. Die Semmeln werden nun in einer Reihe auf die Diele gelegt, und darauf wird ein Hund in die Stube gelassen. Das Mädchen, dessen Semmel der Hund zuerst ergreift, wird sich zuerst verheiraten (Kr. Grätz).

39. In der Andreasnacht¹⁾ soll nur ein einziger Stern fallen, und das Mädchen, welches diesen fallenden Stern zuerst sieht, das wird sich zuerst verheiraten (Kr. Grätz).

40. Am Abend vor dem Andreastage (30. November) legt man vor der Mahlzeit unter Teller eine Haube, einen Ring, einen Kranz und Asche. Die unverheirateten Fräulein kommen dann herein, und jedes wählt sich einen Teller. Dann sehen sie zu, was unter dem Teller liegt. Finden sie die Haube, so werden sie sich im Laufe eines Jahres verheiraten; den Ring, so werden sie sich verloben; den Kranz, so werden sie sich niemals verheiraten; die

¹⁾ Der Berichterstatte gab hier den 10. November an, der auch ein Andreastag ist, doch wird auch hier der 30. November zu verstehen sein.

Asche, so werden sie in einem Jahre sterben (Kr. Wongrowitz und Wirsitz).

41. Am Silvesterabend werden von heiratslustigen Mädchen Wergkugeln angezündet. Wessen Kugel zuerst verbrennt, die verlässt zuerst das väterliche Haus und verheiratet sich (Kujawien).

42. Wenn man eine einzelne Trappe fliegen sieht — diese Vögel sind in der Provinz selten —, so gibt es bald eine Hochzeit (Kr. Obornik).

43. Wenn eine unverheiratete Schneiderin etwas genäht hat und das ihr übergebene Stück Zeug reicht grade aus, so wird sie noch in demselben Jahre Hochzeit halten (Brudzyn).

44. Dasjenige Fräulein, welches sich zuerst auf den Stuhl setzt, auf welchem die junge Frau nach der Trauung zuerst gesessen, wird sich bald verheiraten (Gnesen).

45. Wenn bei einer Hochzeit einer unverheirateten Dame eine Spinne auf den Kopf fällt, so wird sie im nächsten Jahre heiraten (Rogasen).

46. Während des Hochzeitsessens bemüht sich jeder der jungen Männer, der jungen Frau den Pantoffel zu nehmen, und den muss sie dann loskaufen. Derjenige, der den Pantoffel erhaschte, wird sich noch in demselben Jahre verheiraten (Kr. Gnesen).

47. Wer aus einer Ortschaft zuerst im Frühjahr einen Storch erblickt, wird sich im folgenden Jahre verheiraten (Rogasen).

48. Hat sich ein Storch auf irgendeinem Gehöfte ein Nest gebaut, so wird sich aus demselben im folgenden Jahre jemand verheiraten. Legt der Storch das Nest auf dem Wohnhause an, so wird derjenige, über dessen Zimmer sich das Nest befindet, sich bald verheiraten (Rogasen).

49. Wenn sich einer von den Dorfbewohnern mit einem Mädchen verheiraten will, so schickt er zwei Freunde als Brautwerber zu den Eltern des erkorenen Mädchens hin. Hier sagen die Brautwerber: Wir haben gehört, dass Ihr eine Färse zu Verkauf habt, und wir haben einen guten Käufer herbeigeholt. Aus der Antwort der Eltern ergibt sich dann das Weitere (Kr. Schroda).

50. Wenn die Eltern einen aus der Familie zu verheiraten beschlossen haben und der Ehe nichts mehr im Wege steht, so geht die Hausfrau mit einer feierlichen Miene in die *czeladnia* und macht die Verlobung und bevorstehende Heirat ihres Kindes dem Gesinde auf folgende Weise bekannt:

Oj czyście spodnie, czyście kamrele,
 Cieszcie się, chłopcy, będzie wesele, d. i.
 Haltet die Hosen und Westen bereit,
 Freuet euch, Jungen, bald wird Hochzeit sein.

Am Abend vor der Hochzeit geht die Hausfrau (gospodyni) wieder in die czeladnia und singt folgendes:

Szykujcie buty, szykujcie kamrele,
 Spieszcie się, chłopcy, jutro wesele, d. i.
 Reinigt die Stiefel, reinigt die Westen,
 Beeilt euch, Jungen, morgen ist Hochzeit.

Dabei tanzt sie einen besonderen Tanz, die vivata (Kr. Schroda).

51. Wer sein erstes Aufgebot hört, hat sein ganzes Leben hindurch Kopfschmerzen (Polajewo).

52. Wenn ein Paar heiraten will, so wird das gewöhnlich drei Wochen vor der Vermählung vom Priester in der Kirche verkündigt. Da dieser das Aufgebot von der Kanzel herab meldet, so sagt man von der Braut: Spadła, sie ist gefallen. Eigentlich müsste man noch hinzufügen: z ambony, von der Kanzel, aber dies wird gewöhnlich weggelassen (Kr. Schroda).

53. In einigen polnischen Dörfern der Provinz ist es Sitte, dass, wenn sich zwei verheiraten, sie sich vor der Trauung gegenseitig einige Haare abschneiden und sich dann in den Arm ritzen. Diese Haare werden in das hervorquellende Blut eingetaucht und zwischen Braut und Bräutigam gewechselt. Dieser Gebrauch soll ein Zeichen ihrer unzertrennlichen Ehe sein (Kr. Gnesen).

54. In manchen Dörfern ist es Sitte, dass die Brautleute sich mit einem zierlichen Bande aus weissem Stoff, welches eine Anverwandte gefertigt hat und welches in das Blut eines geschlachteten Halmes eingetaucht ist, je eine Hand zusammenbinden. Das soll ebenfalls ein Zeichen der unauflösbaren Ehe sein. Wenn die Ehe mit Söhnen gesegnet ist, so wird mit dem aufbewahrten Bande dem erstgeborenen Sohn über die rechte Backe gestrichen, zum Zeichen der Treue gegen die Eltern (Kr. Gnesen).

55. Wenn die Braut die Katze schlecht gefüttert hat, so regnet es an ihrem Hochzeitstage (Kujawien).

56. Wenn es während der Trauung regnet, so wird der Ehemann sein Weib prügeln (Kr. Schroda).

57. Regen am Hochzeitstage ist eine schlimme Vorbedeutung

für die Braut. Man sagt, dass dieselbe im Leben so viele Tränen vergiessen muss, als Wasser im Regen zur Erde fiel (Kujawien).

58. Wenn am Hochzeitstage gutes Wetter ist, werden die Eheleute glücklich sein, wenn es regnet, unglücklich. Andere sagen: Der Tag der Ehe war nicht schön, aber das Leben wird glücklich sein (Gnesen).

59. Wenn das Brautpaar in die Kirche zur Trauung geht und auf dem Boden einen Faden liegen sieht, so ist es der Meinung, dass es in kurzer Zeit auseinandergeht, weil es glaubt, den Faden habe ein neidischer Mensch absichtlich hingelegt (Pleschen).

60. Wenn die Braut zur Trauung geht, so steckt sie sich ein Geldstück in den Schuh; sie wird alsdann reich werden. Zu dem gleichen Zwecke stecken ihr auch Bekannte ein Geldstück in die Tasche (Kujawien).

61. Wenn der Bräutigam zur Kirche fährt und hat vergessen, Geld mit sich zu nehmen, so bedeutet das ein Unglück in der Ehe (Gnesen).

62. Will die Frau nach der Hochzeit die Kasse führen, so muss sie sich, bevor sie in die Kirche treten, von dem Bräutigam etwas Geld fordern.

63. Wenn der Bräutigam und die Braut auf dem Wagen sitzen, um zur Kirche zu fahren, dann kommt die Mutter der Braut mit einem Teller, welcher mit geweihtem Wasser gefüllt ist, und besprengt die Insassen des Wagens. Darauf werden drei Pistolenschüsse abgefeuert, und die Musik fängt an zu spielen. Unter Musik fahren die Brautleute in die Kirche (Jankowo bei Gnesen).

64. Sieht sich eine Braut, wenn sie zur Trauung geht, in der Kirche um, so bedeutet das häufige Todesfälle in der Familie (Kr. Grätz).

65. Wenn sich die Brautleute bei der Trauung die Hand reichen, so legt die Braut ihre Hand nicht in, sondern auf die Hand des Bräutigams, weil sie meint, sie wird dann die Oberherrschaft im Hause haben (Gnesen).

66. Wenn die Brautleute vor dem Altar niederknien, so sucht die Braut auf dem Rock des Bräutigams zu knien, weil sie dann die Herrschaft im Hause haben wird (Gnesen).

67. Will die Frau im Hause das Oberkommando haben, so Sorge sie dafür, dass sie nach der Trauung mit einem Fusse früher über die Schwelle des Hauses trete als der Mann. Doch hüte sie

sich, ganz und gar vorzulaufen, denn sie würde dann alles allein machen müssen, und der Mann würde sich um nichts kümmern.

68. Wenn während der Trauung in der Kirche zufällig ein Licht ausgeht, so bedeutet das ein Unglück in der Ehe, oder es wird eins von den Eheleuten bald sterben (Gnesen).

69. Wenn bei der Trauung die Kerzen auf der einen Seite des Altares schwächer brennen, so wird der Teil, auf dessen Seite das geschieht, früher sterben (Kr. Rawitsch).

70. Wenn die jungen Eheleute von der Kirche zurückkommen, so fährt der junge Herr auf einem besonderen und die junge Frau auch auf einem besonderen Wagen. Die Kutscher der Wagen fahren um die Wette. Derjenige Kutscher, welcher zuerst auf der Grenze des Dorfes ankommt, springt vom Wagen herunter, hält die Pferde an und zerbricht entweder die Peitsche oder legt sie vor die Pferde, indem er sagt, dass er nicht weiter fahren könne, da ihm die Peitsche zerbrochen sei. Und er hält so lange, bis ihm die betreffende Person, der junge Herr oder die junge Frau, einen Taler für eine andere Peitsche gegeben hat. Dann erst fährt er weiter. Er hat aber noch eine andere Peitsche im Wagen versteckt, die er jetzt gebraucht. Wird ihm nichts gegeben, so wirft er den Wagen um. Wenn die Wagen aus der Kirche nach Hause kommen und nacheinander vorfahren, so wird bei dem Ankommen jedes Wagens gespielt, und der Älteste auf jedem Wagen muss den Musikanten etwas geben (Kr. Gnesen).

71. Bei dem Hochzeitsessen essen nur die Verheirateten und das junge Ehepaar. Die übrigen jungen Leute bleiben stehen, singen und bedienen die Alten. Vor dem jungen Ehepaar steht auf dem Tische ein Dornzweig, welcher einen Baum darstellen soll. An diesem Zweig hängen viele Äpfel. Es wird vor dem stehenden jungen Paare die Jugendzeit, sowie das zukünftige Eheleben des jungen Ehepaares besungen (Biskupitz, Kr. Schildberg).

72. Nach dem Essen tanzt die junge Frau mit jedem Manne, und jeder muss der Musik etwas geben (Kr. Gnesen).

73. Nach Mitternacht setzt sich die junge Frau auf ein Stuhl in der Mitte der Stube. Vor ihr ist ein Tisch, und auf diesem stehen ein Teller und ein Licht. Ihr wird nun der Schleier abgenommen, und jeder, der nun um sie tanzt, muss etwas auf den Teller legen für die Haube, mit welcher die junge Frau nun bedeckt wird (Kr. Gnesen).

74. Wenn der Schleier der Braut am Hochzeitstage zerreisst, so wird die Ehe glücklich sein.

75. Wenn der Braut zum Zeichen, dass sie jetzt in den Ehestand getreten ist, die Haube aufgesetzt worden ist, so werden ihr die Augen verbunden, und die Brautjungfern gehen im Kreise um sie herum. Sie hält einen Kranz in den Händen und setzt ihn einer der Brautjungfern auf den Kopf. Diese wird sich von allen zuerst verheiraten (Gnesen).

76. Gesang einer verheirateten Frau bei Aufsetzung der Haube der jungen Frau (Kr. Wongrowitz):

Zdejmuję Ci wieniec z głowy,
Świeży, woniejący,
A za to wkładam Ci nowy
Czepek blaskiem ćniący.
Nie płacz, nie płacz, moja młoda,
Ozdobnego wianka,
Za to chociaż jego szkoda,
Meża masz z kochanka.
Noś ten czepek z złotą siatką

Tak, jakeś nosiła wieniec;
Bądź taką mężatką,
Jakaś panną była.
I nasz stan ma swe słodycze,
Choć nie jest bez troski;
Błogosławieństwa Ci życzę,
Szczęścia, łaski Boskiej.

Ich nehme dir den Kranz vom Kopfe ab,
Den frischen, den wohlriechenden,
Und dafür setze ich dir auf eine neue
Haube vom Glanze strahlend.
Weine nicht, weine nicht, meine junge
Wegen des schönen Kranzes, [Frau,
Dafür, obgleich es um ihn schade ist,
Hast du einen Gemahl aus dem Geliebten.
Trage diese Haube mit einem goldenen

Netze

So, wie du den Kranz getragen hast;
Sei eine solche als Gemahlin,
Wie du als Fräulein warst. [keiten,
Auch unser Stand hat seine Erfreulich-
Obgleich er nicht ohne Sorgen ist;
Ich wünsche dir (viel) Segen,
Glück, Gnade Gottes.

77. Nimmt die junge Frau das Haus des Mannes in Besitz, so soll sie beim Betreten des Gehöftes in den Brunnen schauen und sich in dem Wasser spiegeln. Tut sie das nicht, so stirbt sie bald (Kujawien).

78. Um in der Ehe Klatschereien über sich zu verhüten, kniee die Braut bei der Trauung ganz dicht neben den Bräutigam hin, so dass niemand zwischen ihnen beiden durchsehen kann.

79. Will jemand bewirken, dass Eheleute sich nicht vertragen, so stecke er der Braut Stecknadeln in das Traukleid.

80. Junge Mädchen pflanzen in einen Blumentopf ein Myrtenbäumchen, dessen Zweige einst den Brautkranz abgeben sollen. Will ein Myrtenbäumchen nicht fortkommen, so prophezeit man der Besitzerin Unglück in der Ehe (Kujawien).

81. Brillantringe bedeuten Tränen in der Ehe (Kujawien).

82. Wenn zwei Trauungen hintereinander stattfinden, so soll bei der zweiten Unzufriedenheit in der Ehe herrschen (Kolmar).

83. Im Monat Mai soll man keine Hochzeit halten. Es ist dies ein schlimmer Monat. Alle in diesem Monat geschlossenen Ehen enden unglücklich (Kujawien).

84. Wird von zwei Bewerbern einer abgewiesen, so rächt er sich dadurch, dass er ein Schloss abschliesst und dies unter das Dach des Hauses, in dem die Neuvermählten wohnen, legt. Die Frau bleibt dann kinderlos, bis er das Schloss fortnimmt und wieder aufmacht. Oder er nimmt Erde von einem Grabhügel und schüttet sie auf die Schwelle, über die das junge Paar in das Haus gehen muss. Die Folge ist, dass ihnen alle Kinder sterben.

85. Hat jemand den Trauring verloren oder ist er ihm entwendet worden, so findet man ihn auf folgende Weise: Man nimmt ein Sieb und das Trautuch eines Verstorbenen. Hält man dies Sieb in dem Tuche, so fängt es an, sich in die Runde zu bewegen. Man muss nun darüber nachdenken, wer den Ring wohl genommen haben könne. Trifft man die Person, so bleibt das Sieb augenblicklich stehen. Doch soll man dies nicht ohne Not tun, da sich sonst der Verstorbene, dem das Trautuch gehörte, dabei im Grabe umdreht. Statt des Siebes und des Tuches kann man auch einen Schlüssel und ein Gebetbuch nehmen.

II. Mutter und Kind.

1. In einem Hause, in welchem sich eine schwangere Frau befindet, darf am Sonntage das Spinngewebe nicht ausgelegt werden, denn das würde Unglück bedeuten (Kr. Rawitsch).

2. Wenn eine Frau, die guter Hoffnung ist, die Deichsel eines Wagens übersteigt, so wird das geborene Kind der grösste Taugenichts werden und gegen die Gebote Gottes sündigen (Pleschen).

3. Ist ein Kind geboren, so darf dieses frohe Ereignis den Nachbarn nicht im selbigen Augenblick mitgeteilt werden. Wird von diesen nämlich dann etwas vom Hofe genommen, so wird das Kind nie auf einen grünen Zweig kommen und in späteren Jahren stets Unglück haben (Kujawien).

4. Neugeborene Geschöpfe — auch von Tieren gilt das — darf man, wenn man sie zum erstenmal ansieht, nicht plötzlich neugierig anschauen, sondern man muss sich zuerst auf die Nägel und dann auf die Geschöpfe schauen, sonst werden sie krank.

5. Nach der Geburt suchen die Eheleute dem Kinde einen Namen aus. Man nimmt gewöhnlich das Gebetbuch, schlägt den Kalender auf und verfolgt die Heiligennamen vom Geburtsdatum an. Findet sich kein passender Name, so wird der vorhergehende Monat aufgeschlagen. Niemals aber darf man die Heiligennamen aufwärts (von unten nach oben) verfolgen. Das Kind würde alsdann klein bleiben. Früher war es Sitte, dass man den Heiligennamen des Geburtsdatums nahm, mochte er passen oder nicht (Kujawien).

6. Nach der Geburt eines Knaben hat der Ehemann das Recht, mit seinen Nachbarn das popielcowe zu feiern. Dabei wird viel auf das Wohl des zukünftigen Mannes getrunken. Nach der Geburt eines Mädchens tun das die Nachbarinnen, die alsdann Asche herumstreuen. Davon hat dieser Gebrauch wohl seinen Namen (Kujawien).

7. In bezug auf die glückliche oder unglückliche Geburtszeit existiert im Volke ein Verschen, welches also lautet:

Sonntagskinder — Glückskinder,
 Montagskinder — kluge Kinder,
 Dienstagskinder — reiche Kinder,
 MittwochsKinder — Schlabberkinder (d. i. schwatzhafte),
 Donnerstagskinder — Zorneskinder,
 Freitagskinder — Unglückskinder,
 Sonnabendskinder — Todeskinder.

In der Nacht geborene Kinder gelten als schläfrige, am Tage geborene dagegen als muntere Kinder. Bei Vollmond sollen schöne und gesunde, bei abnehmendem Mond kränkliche und schwächliche Kinder geboren werden. Als rechte Glückskinder sind die zu Ostern und Pfingsten geborenen Kinder anzusehen.

8. Sehr gefährlich für die kleinen Kinder ist die Zeit von der Geburt bis zur Taufe nach der Ansicht vieler abergläubischer Leute, denn während dieser Zeit kann das Kind leicht beschrien werden. Kein Weib, dessen Augenbrauen über der Nasenwurzel zusammengewachsen sind, darf sich dem Kinde nähern, denn sonst könnte das Kind durch bösen Blick berufen werden. Gegen das Beschreien und Berufen wendet man verschiedene Schutzmittel an. So wird dem Kinde an das Häubchen mitten über die Stirn eine Geldmünze oder ein rotes Bändchen genäht. Gegen das Berufen wird das Kind auch dadurch geschützt, dass man ihm ein Kreuz

an die Stirn leckt oder mit Holzkohle ein solches auf die Stirn malt. Bisweilen hängt man dem Kinde auch ein Amulett um den Hals, oder man bindet ihm ein rotes Bändchen um das Handgelenk, dann kann es nicht beschrieen werden.

9. Vor der Taufe haben die Podziomki (Unterirdischen) freien Zutritt zu dem Kinde und können es stehlen. Um dies zu verhindern, legt man dem Kinde den Rosenkranz oder einen andern geweihten Gegenstand an (Kujawien).

10. Wenn ein Kind noch nicht getauft ist, so legt die Mutter ihm ihre Nachtmütze unter das Kopfkissen, damit nicht etwa eine Hexe kommt. Denn wenn eine Hexe kommt und das ungetaufte Kind ansieht, so wird es auch eine Hexe (Hohensalza).

11. Der Charakter des Kindes richtet sich nach dem Charakter der Paten seines Geschlechts (Kujawien).

12. Die Paten geben dem Kinde nach der Taufe ein Geldstück, gewöhnlich einen Taler, den wiazarek, Gebinde. Tun sie das nicht und stirbt das Kind, so hat es im Grabe keine Ruhe (Kujawien).

13. Verstorbene Kinder sollen sich bei ihren Paten, wenn dieselben kein Patengeschenk gegeben haben, weinend hören lassen.

14. Wenn die Paten Kupfer- und Silbermünzen zusammen einbinden, so wird der Täufling zeitlebens kränklich sein; auch wird er von verschiedenen Unglücksfällen betroffen und leidet an schlimmen Augen.

15. Wenn der Geistliche bei der Taufhandlung etwas vergisst oder sonst einen Fehler macht, so wird der Täufling mondsüchtig oder ein Alp und drückt als solcher die Menschen im Schläfe. Um den Täufling von diesem Übel zu befreien, muss er noch einmal getauft werden.

16. Bei der Taufe soll der Priester auch das Wort morus aussprechen. Wenn er sich nun verspricht und statt morus mora sagt, so wird die auf diese Weise getaufte Person eine mora, ein Alp (Czerleino, Kr. Schroda).

17. Manche Frauen haben ziemliche Bärte. Das kommt, wie die Leute vielfach sagen, davon her: Wenn der Priester bei der Taufe ein Mädchen mit einem Knaben verwechselt und demselben ebenso die Oberlippe salbt wie sonst nur dem Knaben (in Wirklichkeit geschieht auch dies nicht), so wächst ihr der Bart (Czerleino).

18. Schreit das Kind in den ersten Tagen und während der Taufe viel, so wird aus ihm später ein tüchtiger Sänger werden (Kujawien).

19. Die Paten werden nach der Lehre der katholischen Kirche miteinander verwandt. Nach der Taufe tragen sie das Kind um den Altar herum und legen dabei ein Geldstück in den Opferkasten. Infolgedessen bleiben sie gewöhnlich einen Augenblick hinter dem Altar stehen. Man neckt sie alsdann damit, dass sie sich so lange geküsst hätten. Früher war nämlich der Brauch, dass die Paten hinter dem Altar einander küssten (Kujawien).

20. Leute, welche aus Kujawien nach Czenstochau pilgern, passieren auf ihrem Wege einen Wald, kumoterski bór, d. i. Patenwald genannt. An diesem Wege im Walde soll noch vor Jahren ein Stein gelegen haben, welcher die Form eines bespannten Wagens hatte. An denselben knüpfte sich folgende Sage: Vor Jahren wohnten in der Gegend ein Mann und eine Frau, die in einem unerlaubten Verhältnisse miteinander lebten. Nun wurden sie einmal zu Paten geladen, und sie fuhren auch mit dem Kinde zur Taufe. Dadurch waren sie geistig miteinander verwandt geworden. Als sie nach Hause fuhren und durch den Wald kamen, begingen sie die Sünde von neuem. Für solche Missetat strafte sie Gott: sie wurden samt Pferden und Wagen zu Stein (Kujawien).

21. Wenn die Mutter ihrem Säugling 24 Stunden lang nicht die Brust gibt, so kommt derselbe, wenn er erwachsen ist, dadurch in die unangenehme Lage, wider seinen Willen Menschen und Vieh „verrufen“ zu müssen.

22. Wenn ein Kind 24 Stunden lang keine Brust bekommt und dann wieder gesäugt wird, so bekommt es den przyrok, den bösen Blick (Kujawien).

23. Müttern, welche die Kinder nicht an ihrer Brust saugen lassen, werden in der Hölle junge Hunde an die Brust zum Säugen gehalten (Janowitz).

24. Wenn die leere Wiege gewiegt wird, so bekommt das Kind Kopfschmerzen.

25. Vielfach ist es üblich, dem Kinde an seinem ersten Wiegenfeste verschiedene Gegenstände vorzulegen, um seinen zukünftigen Beruf zu erfahren. Greift dasselbe z. B. nach dem Gelde, so wird es ein Kaufmann werden; das angefasste Buch deutet auf einen Gelehrten usw.

26. Hat das Kind ein Jahr hinter sich, so wird vor ihm am Geburtstage auf dem Tische ein Schnapsglas, ein Gebetbuch und ein Talerstück gelegt. Greift das Kind nach dem Gebetbuche, so wird es Geistlicher; wählt es das Glas, so wird aus ihm ein Säufer; streckt es seine Hand nach dem Taler aus, so wird es später reich werden (Kujawien).

27. Im ersten Lebensjahr darf man kein Kind auf den Kirchhof mitnehmen, sonst muss es bald sterben.

28. Kinder unter einem Jahr darf man nicht in den Spiegel sehen lassen, sonst werden sie krank.

29. Wenn man ein kleines Kind auf den Tisch setzt, dann lernt es schwer sprechen.

30. Auf dem Lande haben die Leute die Gewohnheit, wenn ein junges Kind zum erstenmal geschoren wird, ihm die Ohren mit Wachs zu verstopfen, denn sie glauben, wenn das Kind das Knarren der Schere hört, wird es später verrückt (Gnesen).

31. Man darf ein Kind nicht mit einem Besen hauen, sonst wird es mager und stirbt (Kujawien).

32. Ein Kind darf man nicht mit Tiernamen schimpfen, sonst wächst es nicht (Kujawien).

33. Wenn ein Kind durch ein Fenster steigt, so wächst es nicht mehr.

34. Über ein auf der Erde liegendes Kind darf man nicht hinwegschreiten, sonst wächst es nicht.

35. Kinder haben oft die Unart, dass sie rückwärts gehen. Sie fallen alsdann oft hin und ziehen sich auf diese Weise einen Schaden zu. Solchen Kindern ruft man zu, dass sie durch ihr Rückwärtsgehen Vater und Mutter in die Hölle führen. Wenn ein Erwachsener das tut, so sagt man, er führt sich selbst in die Hölle (Gnesen, Kujawien).

(Ein weiterer, dritter Teil soll „Krankheiten, Tod und Begräbnis und das Leben nach dem Tode“ in Aberglaube und Brauch behandeln.)

Die älteste Probe schlesischen Volksdialekts im Drama.

Von Dr. phil. Alfred Lowack.

Unter dem Titel „Die älteste Probe des schlesischen Volksdialekts“ veröffentlichte Hermann Palm im 6. Bande der Schles. Provinzialblätter (Neue Folge 1867) die schlesischen Dialektpartien aus des Löwenberger Arztes Tobias Kober Drama: *Idea Militis vere Christiani* (Liegnitz 1607). Auch noch vor kurzem erschien in der „Schlesischen Zeitung“ (Jahrg. 1904, Nr. 568, vom 14. August) ein Aufsatz: „Die schlesische Dialektdichtung vor Karl v. Holtei“, in dem ausdrücklich Kobers Schauspiel als die älteste Probe des Vorkommens der schlesischen Mundart in der Dichtung bezeichnet wird. Es gibt aber noch ein um fast ein Vierteljahrhundert älteres Drama, das den schlesischen Dialekt verwendet: nicht Kobers Drama, sondern dieses bietet also die älteste Probe der schlesischen Volksmundart. Das einzige mir bekannte Exemplar des Stückes befindet sich in der Universitätsbibliothek zu Göttingen. Der Titel lautet: „Die fart Jacobs des Heiligen Patriarchens und der Ursprungk der Zwölff Geschlecht und Stämme Israel, aus dem Buch der Schöpfung Comedienweise auff Hochzeiten und sonsten zu Spielen gestellet durch Georgium Göbeln, Kayserlichen offenbaren Notarium und deudtschen Schulmeister zu Görlitz. Gedruckt zu Budissin durch Michael Wolrab“; das Druckjahr 1586 steht erst am Schlusse des Stückes.

Der Ort der Aufführung, Görlitz, legt die Vermutung nahe, dass es sich nicht um einen im engeren Sinne schlesischen Dialekt handle, sondern um den der Oberlausitz. Freilich ist ja auch möglich, das Göbel gar kein Görlitzer war; leider ist über ihn nichts zu erfahren. Der treffliche Kenner der Altgörlitzer Verhältnisse, Herr Professor Dr. Jecht, Sekretär der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften, teilt mir auf meine Anfrage gütigst mit, dass auch er von dem Verfasser nichts Näheres wisse. Doch scheint Göbel zur Zeit der Abfassung des Stückes noch nicht lange in Görlitz tätig gewesen zu sein: Herr Professor Jecht hat verzeichnet, dass 1582 Martinus Rosa, Hans Rothe und Andreas

Barthel in Görlitz „deutsche Schulhalter“ sind; damals also scheint Göbel das Amt noch nicht bekleidet zu haben. Übrigens stimmen die Lautverhältnisse des Dialektes in unserem Stücke so sehr zur Eigenart des Schlesischen im engeren Sinne, dass wir ihn — von manchem inkonsequenten Wechsel mit schriftsprachlichen Formen abgesehen — getrost als „schlesisch“ bezeichnen dürfen¹⁾. Darauf wird in den Anmerkungen noch eingegangen werden.

In der Vorrede sagt Göbel, dass er in seinem Drama diejenigen, die schon vor ihm „biblische Historien reimweise beschrieben“ hätten, nachahmen wolle. Er verspreche sich für die Zuhörer einen praktischen Nutzen: man verstehe und merke sich eine solche Geschichte besser, wenn man sie vorgestellt sehe, als wenn man sie bloss lese. Der Inhalt sei dem 1. Buche Mosis (Kap. 27—32) entnommen. Im vergangenen Jahre habe er das Stück mit seinen Schülern zu Görlitz „publice agiret“.

Der Inhalt entspricht dem biblischen Berichte von Jacobs Betrug um die Erstgeburt, seiner Flucht, seinem Dienst bei Laban, seiner Werbung um Rahel, seiner Rückkehr und der Aussöhnung mit Esau.

Das Stück ist in paarweise gereimten Versen geschrieben, die bei stumpfem Ausgange achtsilbig, bei klingendem neunsilbig sind. In der schlesischen Mundart sprechen die Hirten Matz, Contze und Hentze, die in der 3. Scene des 2. Aktes und in der 2. Scene des 5. Aktes auftreten.

Aetus 2. Scena III.

Matz, Contze, Hentze, Jacob, Rahel, Laban.

(Die Hirten kommen aus dreien Orten zusammen.)

Matz.

Gott geh dir glück me lieber Contz,
Wo bleib so lang het unser Hentz.
Ich ducht hä würde schun hie seen,
So stist nach wie e stock aleen.

Contze.

5 Mey lieber Matz ist nicht de spat,
So vergell dirs der liebe Gott.
Ich hal hä wird nu och schir kummen,
Hir, hir, hir, hir, dort hirst ihn brummen.
In seene Sackpfeiff ludelt er,
10 Hä brummet wie e zeedel Baer.

¹⁾ Hierfür sprechen besonders zwei Erscheinungen: 1) Neuhochn. *ei* = mhd. *î* ist durch *ê* vertreten, z. B. *dree* drei, *pfeel* Pfeil, *seen* sein, *gleech* gleich usw., während die Lausitz hier den *ai*-Laut hat; 2) die Formen *saate* sagte, *saan* sagen, *fro* frage usw. müssten in der Lausitz *soite* usw. lauten, ebenso wie in dem Gebiete, das ungefähr durch eine Linie Guben — Bernstadt — Bischofswerda — Marklissa — Jauer — Brieg — Hundsfield — Ostrowo — Czempin — Crossen — Guben umschrieben wird. *Ss.*

Matz.

Ey seem sin dunckt hä machts gar guht,
Ih sich hä hat een neuen hupt,
Wir dochten du werst gar gestorben.

Hentze.

Ich kust e wing mit Labans Urben,
15 Der saate mir grosse schwinde haer,
Ihm het ettran ä Schoff ä Baer.
Und wer zu pusch mit een gewuscht,
A het seine humbde hä noch gehuscht.
Den grussen der so meuse faal,
20 Und den klen mit dem grussen zaal.
Die wern ihm uff den halss gehockt.
Und haten ihn ey den peltz gezwogt.
Und ass hä mit den förder tatzen,
Hatte wolt noch den humbden kratzen,
25 Und sich su tapffer hat geweert,
So hatt es Maul ern uff gespert,
Do waren raus gefalln das Schoff,
Pleck, pleck, pleck, pleck, e vollem loff.
Hat sichs zur herde zu gemacht,
30 Ich haell ich hatte mich zu lacht,
Es wer mirs maull baal uffgerissen.

Contze.

Ih hat hess nicht zu Tuddt gebissen?

Hentze.

Ich haele das du gar nersch bist,
Ih wenn das Schoff wer Tuddt gewest,
35 So wirsch Ju nicht geloffen seen,
Es iss vorwor gut lachen deen.
Ha, ha, ha, ha, ha, ha, ha, he,
Ich lach das mir der bauch thut weh.

Matz.

Du machst das ist gleeck och mus saan,
40 Wie sichs mit mir hot zgetraan.
Heut kam e wulff wul aus den Eechen,
Her gar mit leesen trit geschlichen.
Geleet hat ich mich uff den bauch,
In schaaten undern hasel strauch.
45 Da lausch ich und saag jm feen zu,
Ich ducht was wird hä machen nu.
So kript hä sich gar in een schwung,
Und that een grussen luffte sprung.
Do stund een zieg beem breemen dorn,
50 Die seelck erwuscht hä be em horn,

Ich wuscht gschwindt uff wie e pfeel
Schlug uff den kopp ihn mit der keuel.
Das hä sich ass e Aff vordreet,
Und bleb da liegen uff der steet.

55 Und dreet die zincken all eppor.

Hentze.

Contze glebstus och: obs och iss wor?

(Contze beschawet Matzes Keule.)

Contze.

Mit der hicke hie? O das gieb ich nicht,
Sie muste haan e grösser gewicht.
Ich haal du wirst ihm haan gelaust,
60 Ih ja wens meene wer geweest.
Die hot en feenen grussen knorn,
Ich schneet sie von een haanedorn.

Matz.

Ih wenn meene Keule gleeck ist kleen,
Sisse doch wull so schwer wie steen.
65 Ihr hach gethon en guden possen,
Ich ha sie vull mit blee gegossen.
Ich geb sie nicht für deener vier.

Contze.

Ich tauscht och nicht das gleebe mir,
Und wenn du mir gleeck zu welst geen,
70 Noch silcher Keulen dree mal zeen.

Hentze.

Ihr seed mit ewren grausam stoltz,
Schot mene siss vo schissber holtz.
Es wird och nicht die schlimbste seen,
Ich geb sie nicht für ewer een.

(Matz beschawet Zeintzes Keule.)

Matz.

75 Ho, ho, hot sie doch ke geschick,
Siss och nicht dün, siss och nicht dick.
Siss och nicht lang, siss och nicht kurtz,
Darzu hot sie een krumen sturtz.

Contze.

Ein jedern dünckt die schinste seen,
80 Drumb wil behalten ich die meen.
Denn siss och wull daller guts best,
Sie hot viel knurren und viel est.

Hentze.

O lieber lut von zanck der keulen,
Es mochten sist draus werden beulen.

85 Genug von dem een anders heer,
Wens ewer aller wille weer,
So wellen wir es triplicirn,
Die pfeeffen feene Concurdiren.
Bis Labans Rahel kompt herbee.

Matz.

90 So sitz wir nieder alle dree.

(Sie fallen alle drey nieder.)

Contze.

Du bist im gsesse grausam schwer,
Es war etzwee wens gleesern wer.

Hentze.

Ih was wern wir nu pfeeffen was,
Ih hart Ih lut uns pfeeffen das.

Matz.

95 Ih was darffs lange viel Cramantz,
Lut uns pfeeffen den Scheeffer tantz.

Contze.

Ih nu wull ahn, so fanget ahn.

(Sie ludeln untereinander.)

Hentze.

Halt still saet was kompt für e Mahn,
Gegangen übers feeld die queer.
100 Hä giht gerad uff uns do heer,
Lut horehen, was hä doch wird wohn.

Jacob.

Gegrüsset seit ihr lieben gesellen.
Wem steht ihr zu? wo seit ihr heer:
Zu sagn mir habt kein beschwer.

Hentze.

105 Lieber frind wir seen von haran.

Jacob.

Kent ihr des Nahors Sohn Laban.

Hentze.

Ju e iss gar wul bekandt.

Jacob.

Wie hat es mit ihm ein zustandt,
Lebet er wol ist er gesund.

Hentze.

110 Wissen nicht anders zu der stundt.
Hä iss an haab und guttern reech,
Zwu töchter hot hä seuberleich.
Rahel die Jungst dort kompt eeben,
Den Schoffen wird zu trincken geben.

Jacob.

115 Ihr lieben Freund der Tag ist noch,
Fast lang secht auff, die Sonn steht hoch,
Und dünckt mich noch zu zeitlich sein,
Das man die Schaff wolt treiben ein.
Trencket und weidet die noch meh,
120 Bis die Son besser unter geh.

Matz.

Wir könn sie noch nicht trencken jh,
Sie seen denn all zu male hie,
Ih Rahl! wir han gehart noch dir.

Rahel.

Ich bit seid doch zu fried mit mir,
125 Die Schaff hatten sich seer vorsteckt,
Vor hitz unter die streuch gelegt.
Ich must mit müh sie suchen auff,
Bis das ich sie bracht all zu hauff.

Contze.

Wir wohn nu unse och heer treeben,
130 Ih Rahl du magst der weel hie bleeben.

(Die Hirten gehen ab.)

Nun gibt sich Jacob zu erkennen:

„Ich bin ewrs Vaters schwester sohn,
Dort aus dem Lande Canaan,
Euch zu besuchen kommen her“.

Rahel geht gleich den Vater holen, der denn auch bald
kommt und Jacob bewillkommnet. Damit schliesst der 2. Akt.

In der 2. Szene des 5. Aktes begegnen wir den Hirten noch
einmal. Jacob befindet sich auf der Heimkehr und heisst die

Hirten vorausseilen und seinem Bruder Esau einen Teil der Herden zum Geschenke bringen.

Hentze.

Wir wollns wol thun me lieber Hirr,
Ich fürchte mich geschwinde sihr,
Wenn häss ack nicht jrn schlug zu Todt.

Jacob.

Wol wird uns alle behutten Gott.

Contze.

135 Ih lieber Hirr ich saa vorwor,
Mir stin meen hoor all empor,
Es graust mir grausam für der sach.

Matz.

Ich fro wul nicht gaar viel dernoch,
Dann das ist mir das aller betzt,
140 Ihr zieht voran und ich zuletzt.
Gihts ubel zu so reess ich auss.
Und lass euch baden e dem strauss.
Ih butz jessschend ich bleibe nicht.

Jacob.

Geht fort und mein beuehl vorricht.

Sprachliche Bemerkungen. Die Abweichungen unseres Dialektes von den Gesetzen der hochdeutschen Laut- und Formenbildung entsprechen durchaus der Eigenart des Schlesischen: *a* = mhd. *o*, z. B. Zeile 4 *nach* noch (vgl. dazu K. Weinhold, Die Laut- und Wortbildung und die Formen der schles. Mundart, Wien 1853, S. 24, im folgenden durch WG. bezeichnet); *ê* für hd. *ei*, mhd. *î*, z. B. Z. 2 *blebt* bleibt; *ê* = hd. *au* + *i*-Umlaut, z. B. Z. 57 *gleb ich*; *i* für *e* in *Hirr* Herr, Z. 131 (WG. 39); *i* = *ê* Z. 4 *stist* stehst (WG. 40); *i* = *ö* Z. 8 *hir* hör(e) (WG. 40); *i* = mhd. *ü* (*u*) Z. 84 *silch* solch, Z. 70 (WG. 41), vgl. Z. 105 *frind* = mhd. *vriunt*, *vrünt* (WG. 41); *o* oder *u* für *a* Z. 13, 3 *dochte*, *duchte* dachte (WG. 51, 60); *o* für *au* in minderbetonten Silben wie *och* auch Z. 39, *schun* schon Z. 3 (WG. 53, 56); *u* für *i* in *gewuscht* gewischt Z. 17 (WG. 56); *u* = *au* in *uff* auf Z. 21 (WG. 60).

Erklärung einzelner Worte und Wortformen. Z. 1: *me* mein; auslautend oft Abfall des *n* (WG. 68). — Z. 3: *hä* für mhd. *hé* (Nebenform von *ër*) nicht auffallend, da für mhd. *ê* auch sonst im Schlesischen *æ* (*ae*) begegnet (WG. 38). — Z. 6: *vergell* vergelte; noch heute ganz gebräuchlich; ebenso Z. 11 *hal* = halte dafür, glaube. — Z. 10: *zeedel* Baer; vgl. z. B. Campes Wörterbuch der deutsch. Sprache, 5. Teil (1811) S. 869: *zeedel* Baer, ein kleiner, dicker Bär, der dem Honig besonders nachgeht, den er aus den wilden Bienenstöcken zeidelt, d. h. nimmt; *zeideln* = den Bienen den Honig nehmen (mhd. *zidelen*). Die Redensart: *brummen wie e zeedel Baer* ist, wie mir berichtet wurde, noch heute in der Gegend um Frankenstein üblich; man empfindet aber jetzt *zeedelbär* dort als „Zottelbär“, d. h. zottiger, struppiger Bär. — Z. 12: *hupt* = Hut; das *p* vergleicht sich dem unorganisch eingefügten *b*; dieses ist im Auslaute und in Konsonantenverbindungen, namentlich nach Kürzen, wohl in *p* übergegangen (vgl. WG. 71, 72). Oder ist es Verschreibung? — Z. 14: *kust* koste; *kosen* = plaudern. — *Urban* Urban. — Z. 16: *ettran* enttragen, fortgeschleppt. Deutsches Wörterbuch (DWB.) III, 579. — Z. 17: *gewuscht* gewischt; *wischen* = sich schnell bewegen: Campe, Bd. V, 744. — Z. 18: *humbde* = Hunde. Vor Lippenlauten geht im schles. Dialekt *n* in *m* über (WG. 69). Das *b* ist unorganische Einfügung (WG. 72). — Z. 18: *nach gehuscht* = nachgehetzt. DWb. IV, 2, 1975. — Z. 20: *zaal* (*zagal*, *zahl*) = Schwanz. — Z. 30: *zu lacht* = zerlacht; über *zu* für *zer*

im schles. Dialekte vgl. WG. 57. — Z. 47: *kript sich* = krümmt sich; hier: macht sich sprungbereit. Inf.: *krippen*; DWb. V, 2326. — Z. 49: *breemen dorn*. *breeme* = mhd. *brāme* = Brombeerstrauch, überhaupt jeder Strauch, in den man sich mit den Kleidern verwickeln kann; DWb. II, 293. — Z. 50: *seelck*, entstanden durch Zusammenziehung aus mhd. *sēlbic*. — Z. 54 *bleb* blieb (*ē* = mhd. *ei*: vgl. WG. 34); ist aber nicht nordschlesisch). — Z. 57: *hicke* Hacke? — Z. 62: *haanedorn* = Hagendorn. — Z. 95: *cramantz* „Höflichkeit, Ziererei“, ist aus französisch *grand merci* entwickelt.

Der schlesische Bergmann unter und über Tage.

Von Dr. Drechsler in Zabrze.

Oberschlesien ist weiteren Kreisen noch immer eine terra incognita, ein unbekanntes Land. Es liegt den meisten da unten, „fern von gebildeten Menschen, am Ende des Reiches“, wie anno 1790. — Als ich vor nunmehr sechs Jahren nach Oberschlesien, das ich gar nicht kannte, versetzt wurde, entliess man mich von Breslau mit Worten des Bedauerns, wie wenn ich auf dem Wege der administrativen Verschickung nach Sibirien hätte ziehen müssen. Man riet mir in allem Ernste, mich schleunigst in den Besitz eines Revolvers und eines polnischen Wörterbuchs zu setzen, da man ohne diese beiden Begleiter im Industriebezirke schlechterdings nicht auskomme. Ich habe bis heute beides noch nicht vermisst. — Vor einigen Jahren hörte oder las ein Beamter im heiligen Cöln am Rheine, Oberschlesien treibe viel Bergbau und Beuthen liege am Fusse des Riesengebirges. Bergfroh, wie er war, beantragte er seine Versetzung nach Beuthen, er erhielt sie. Sofort nahm er sich ein ebenso berglustiges Weiblein und schickte an das Beuthener Stadtblatt ein Inserat, worin er eine Wohnung suchte, deren Fenster auf die Riesenberge hinauslägen. — So wenig kennt man Oberschlesien und den darunter meist verstandenen Industriebezirk; daher entspringen die unglaublichsten Vorstellungen, die schaurigsten Mären.

Es lebt sich in Oberschlesien im grossen ganzen nicht anders als in Mittel- und Niederschlesien. Nur ein Unterschied wird dem aufmerksamen Betrachter klar: im Industriebezirke ist eine Fülle von Intelligenz und Schaffenskraft zusammengedrängt wie auf gleich kleinem Raume wohl in keinem Teile Schlesiens.

Näher gerückt ist der Mensch an den Menschen. Enger wird um ihn,
 Reger erwacht, es umwälzt rascher sich in ihm die Welt.
 Sieh, da entbrennen im feurigen Kampf die eifernden Kräfte,
 (Grosses wirkt ihr Streit, Grösseres wirkt ihr Bund.

Weise und fürsorglich verfährt Mutter Natur: wo sie ihre schmückende Hand nicht über die Oberfläche streifen liess, wo die Gegend farb- und reizlos erscheint, da hat sie in die Tiefen ihre Gaben gesenkt, ihre reichen Wunder. Und diese Schätze hebt Menschenwitz und Menschenlist.

Da lernt man die Bezeichnung „amerikanische Verhältnisse“ verstehen. Wo vor 30 Jahren Wildnis und Wüsterei war, dehnen sich heute Ortschaften mit Tausenden von Einwohnern. Wo das Jahr zuvor Kartoffeln stunden, erhebt sich heute ein stolzer Bau und ladet mit Theaterraum und Konzertsaal, mit Lesesalon und Bismarckzimmer, mit erlesenen Speisen und Getränken zu geistigem und leiblichem Genusse ein. Noch weniger bekannt als dieses Oberschlesien mit seinen Naturschätzen und seiner raschen Entwicklung auf technischem und kulturellem Gebiete ist das Leben des Bergmanns, des Knappen in dem Ringkampfe mit der Natur.

„Ihr arbeitet schon lange im Bergwerk?“ fragt in Zolas *Germinal* der Maschinenschlosser Etienne Lantier den „bergfertigen“ (invaliden) Karrenschieber Bonnemort.

„Lange, ach ja!“ sagt er. „Ich war noch keine acht Jahre alt, als ich zum ersten Male hinunterfuhr, und jetzt bin ich acht- und fünfzig. Rechnet mal ein bisschen nach! Ich habe dort unten alles gemacht, bis meine verdammten Beine nicht mehr mitwollten und der Arzt gemeint hat, ich sollte oben bleiben. Was? Das ist ein Spass! Fünfzig Jahre im Bergwerk, und davon fünf und vierzig Jahre unten!“

Fünf und vierzig Jahre unter der Erde! Das klingt uns, die wir vermeinen, nicht leben zu können, wenn wir nicht das Licht der Sonne sähen, schier unglaublich; und wenn wir im Industriebezirke mit der Strassenbahn rasch von Ort zu Ort sausen oder im Hüttenparke auf- und abwandeln, und wir hören: dort neben und unter der Strasse, die wir fahren, hier, wo wir eben gehn und stehn, unten in einer Tiefe bis 500 m leben und schaffen Menschen, nicht zehn, nicht hundert, sondern Tausende warmblütige Menschen wie wir — Tag für Tag, Jahr um Jahr, das dünkt manchem eine Erzählung aus tausend und einer Nacht.

Doch die Lohnkämpfe der letzten Zeit, die Hunderttausende von Streikern um vermeintlich vorenthaltene oder verkürzte Rechte, sie sprechen die kalte Sprache der Wirklichkeit und mahnen an die menschlichen Maulwürfe da unten, an das Heer von Bergarbeitern und Kohlengräbern, die in angeblich menschenunwürdigen Verhältnissen „im finsternen Stollen auf schlüpfrigem Boden gebückten Leibes und mit Werkzeug beladen arbeiten und mit dieser Arbeit, unter beständiger Lebensgefahr, jahrein jahraus das reichliche Drittel des Tages ausfüllen“.

Man muss auch hier zwischen Dichtung und Wahrheit unterscheiden und sich vor Übertreibungen nach dieser und jener Seite hin hüten. Die Zeiten sind vorüber, wo man denjenigen, dessen sehtrunkener Blick in den Mineralschätzen wühlen, dessen Kunst und Fleiss sie heben durfte, staunend bewunderte und mit der Dichtung Strahlenkranz umwob.

Der Dolmetsch dieser Stimmung ist der Dichter-Bergmann Novalis in seinem „Heinrich von Ofterdingen“. „Der Bergbau muss von Gott gesegnet werden!“ ruft er aus; „denn es gibt keine Kunst, die ihre Teilhaber glücklicher und edler machte, die mehr den Glauben an eine himmlische Weisheit und Fügung erweckte und die Unschuld und Kindlichkeit des Herzens reiner erhielt als der Bergbau“. Mit Wehmut lesen wir heute diese Worte, deren Fortsetzung: „Arm wird der Bergmann geboren, und arm geht er wieder dahin“ aus dem Zusammenhang gerissen den Grundton sozialer Verhetzung und aufreizenden Klassenhasses bildet und in der Behauptung gipfelt: wer noch leugnet, dass es weisse Sklaven gibt, der gehe in die Kohlenreviere! — Das mag von den Bergwerken Sibiriens gelten, dieser Hölle auf Erden, den Schwefelminen Siziliens, wo die Förderjungen von ihren eigenen Eltern an gewissenlose Unternehmer um ein Sündengeld verhandelt werden, ja, das mag von den Bergwerken Englands gelten — von den Kohlengruben Deutschlands gilt das nicht!

Allerdings bringen gewisse Zeitungen seitenlange Berichte über das tiefe Elend, die Not und den Hunger der Bergleute; sie sind so wahr wie jene merkwürdige Reisebuchnotiz „man brauche in den Kohlengruben Oberschlesiens ein noch völlig unbekanntes Tier, koń genannt (polnisch: Pferd), wie die Lappländer ihre Hunde, als Zugvieh!“ —

Man unterscheidet Erz- und Kohlenbergbau. Der Erzbergbau blickt auf eine lange Vergangenheit zurück. Seine Anfänge sind zwar wie jeder Anfang in Dunkel gehüllt, aber soviel steht fest, dass ihn deutsche Bergleute aus Franken in unserer Heimatprovinz eingeführt haben. Darum sind die alten bergmännischen Ausdrücke samt und sonders deutschen Ursprungs, auch die von Veith in seinem Bergwörterbuch als slavisch angesprochenen Bezeichnungen „Stollen“ und „Lehn“¹⁾.

Nichtdeutsche Bezeichnungen sind Lehnwörter jüngerer Zeit, wie „kutten“²⁾ und „Rabisch“ slav. = Kerbholz, oder Provinzialismen wie das oberschlesische „Kurzałka“, schwimmendes Gebirge.

Der Bergmann hat sich frühzeitig durch Sprache und Tracht, Brauch und Glauben von der umwohnenden, ackerbautreibenden Bevölkerung abgesondert. Das Bergwerk lag in der Regel abseits von den Verkehrsadern, die Knappschaft, d. h. die auf einem Werke beschäftigten Bergleute, schloss sich im Bewusstsein eines besonderen Standes zusammen. Angesichts der Gefahren, mit denen täglich, ja stündlich gerechnet werden muss, vertiefte sich das Gefühl der Zusammengehörigkeit: gegenüber elementaren Katastrophen rettet nur das todesmutige, das Leben einsetzende Beispringen der Kameraden, das entschlossene und rechtzeitige Eintreten aller für einen und eines für alle. Wenn sich auch das Gefühl der Gefahr, so z. B. gegenüber den Sprengstoffen, dem Sprengzeug, dessen Einführung die alte Schlägel- und Eisenarbeit verdrängt hat, allmählich abschwächt, wozu Leichtsinns und stumpfe Gleichgültigkeit beitragen, so ist doch der ältere Bergmann, der Weib und Kind daheim hat, ernst und demütig. „Tiefe schafft Bescheidenheit“ lässt Scheffel im Trompeter von Säckingen den Erdmann zu Jung Werner sagen.

Wer einmal in einen Schacht eingefahren ist, den wird es gedenken, wie feierlich ihm zumute ward, als ihn die Förderschale in der Tiefe, „unter Tage“, absetzte. Eine tiefe Stille, ein grosses ernstes Schweigen umgibt ihn, in unsichtbarem Rauschen rauschen die Wasser, dunkel und verschlungen kreuzen sich die Gänge, hie und da taucht im Lichte der Grubenlampe ein Schatten auf und

¹⁾ Heinrich Veith, Deutsches Bergwörterbuch. Breslau 1871.

²⁾ Kutten trs., die Halden umgraben und das noch darin vorhandene Erz auslesen, von dem böhmischen kutiti, ausgraben, nachgraben.

huscht gespenstisch vergrössert über das Gestein, in der Ferne hört man dumpf die Schritte der Fahrenden, dumpf bricht sich das Echo der Schüsse in anderen Bauen oder eines kurzen Rufes. Die Einsamkeit schafft grübelnde Gedanken, lässt die Wunderblume der Frömmigkeit wurzeln, aber auch die Schlingpflanzen des Aberglaubens üppig aufschliessen.

Dies alles hat zusammengewirkt, um die Eigentümlichkeiten des deutschen Bergmannes zu schaffen und zu bilden. Doch haben sie sich nur dort erhalten, wo Erzbergbau von alters her, von erbgesessenen Arbeitern getrieben wird. Aber auch da ist schon vieles anders geworden. In den Kohlengruben fehlen die alten Sitten und Gebräuche ganz; nur die Sprache ist geblieben. Der Kohlenbergbau ist jungen Datums. Unter der Regierung des grossen Preussenkönigs wurde der Grund zu seiner Entwicklung gelegt. Friedrich dem Grossen, Heinitz und Reden ist es zu verdanken, dass Oberschlesiens Industrie in Bahnen gelenkt ward, die zu ungeahnter Höhe führten. Der Kohlenbergbau wird nicht von erbgesessenen Arbeitern betrieben. Im Kohlenreviere lassen sich Leute, die den Winter über wenig oder nichts zu tun haben, wie Maurer, Zimmerleute, selbst Weber und Bauern als Bergleute „anlegen“ (zur Arbeit annehmen), bis ihnen der kommende Frühling in ihrem eigentlichen Berufe wieder angenehmere Beschäftigung über Tage bringt. Es ist begreiflich, dass sich unter solchen Verhältnissen keine Traditionen erhalten oder entwickeln können, dass überhaupt die Liebe zum Bergmannsstande, der einst so geachtet und angesehen, von Poesie umwoben, durch Lieder und Gesänge verherrlicht war, verloren geht: der Kohlenbergbau erhebt sich zwar an Bedeutung weit über den Erzbergbau, bei dem er einst in die Lehre gegangen ist, ist aber ein Gewerbe wie jedes andere.

Eines scheint sich gegenüber dem nivellierenden Zuge der Zeit zu erhalten: die alte, deutsche Sprache des Bergmanns; sie ist dem Erz- und Kohlenbergbau gemeinsam, sinnlichanschaulich und reich an Kraft und Fülle. Die Sprache des Alltags und der Wissenschaft verdankt ihr manchen treffenden, kernigen Ausdruck. Für den Nichtkenner ist sie ebenso schwer verständlich wie die Jäger- und Schiffersprache.

„Der Bergbau ist nicht eines Mannes Sache“. Heute arbeiten in Schlesien über hunderttausend Bergleute, auf der grössten fiskalischen Grube Oberschlesiens, der Königin-Luise-Grube in Zaborze

zwischen 6- und 8000, auf der grössten Privatgrube, der Concordia-grube in Zabrze, 4000 Mann.

Die nach Stunden bemessene regelmässige tägliche Arbeitszeit des Bergmanns heisst Schicht. Es gibt eine Tag- und Nachtschicht, jene beginnt um 7 Uhr morgens und endet um 4 Uhr nachmittags, diese hebt um 8 Uhr abends an und schliesst um 5 Uhr morgens. Über die Anzahl der Stunden, welche auf eine Schicht gerechnet werden, herrscht weder im Gesetze noch in der Übung Gleichheit. Es gibt z. B. auf nassen Nummern, in Grubenbauen, wo schlechte Wetter (Luft) sind, oder wo ein Querschlag rasch ins Feld zum Aufschluss gehen soll, 6stündige, dann 8- und 10stündige Schichten. In den Kohlengruben Oberschlesiens werden gegenwärtig durchgängig 10stündige Schichten verfahren, auf die man 9 Stunden wirkliche Arbeitszeit annehmen kann; denn 1 Stunde erfordert die Ein- und Ausfahrt.

In der Sprache des Bergmanns heisst jede Fortbewegung in der Grube Fahrung. Er „fährt“ in einer Strecke, wenn er sie durchschreitet, er „fährt“ im Schacht, wenn er auf Leitern, „Fahrten“ genannt, auf- und absteigt, er „fährt“ aber auch, wenn er im Förderkorbe, auf der Förderschale sitzend oder stehend durch die Maschine in die Grube hinabgelangt oder „zutage“ (ans Tageslicht) gezogen wird.

Die vielbesprochene Überschicht kommt nur ganz ausnahmsweise vor; Überschichten von 2—3 Stunden werden mit Viertel-, meistens halber Schicht bezahlt.

Die Bergleute teilt man im allgemeinen in zwei Gruppen, in die Bergleute von (nach) der Feder, die nur theoretisch gebildeten Bergleute, insbesondere die Bergbeamten, welche lediglich oder doch vorzugsweise mit Schreibarbeiten beschäftigt sind, und die Bergleute vom (nach dem) Leder, die praktisch ausgebildeten Bergleute.

Das Berg- oder Fahrleder, ein halbkreisförmig geschnittenes Stück Leder, das mittels eines Gürtels und einer Schnalle um die Hüften befestigt rückwärts — „an der Fortsetzung des Rückens“ — getragen wird, und die Grubenlampe sind heute die wesentlichsten Stücke der Bergmannsausrüstung. In den Galmeigruben trägt nur der Häuer, also der eigentliche Bergmann, das Fahrleder, während in den Kohlengruben diese Beschränkung nicht besteht.

Während die Kleidung von der Strasse immer mehr schwindet, fällt wohl dem, der in den Industriebezirk verschlagen wird, am ehesten der Bergmannsgruss „Glück auf!“ ins Ohr. Dieser Gruss wird in manchen Gruben, aber auch im dienstlichen Verkehr über Tage so gebraucht, wir wir „Guten Tag“ oder „Adieu“ gebrauchen; es wird mit ihm ein gewisser Kultus getrieben. Und doch ist er nicht altes Erbgut; wenigstens ist er nach den mir bekannten Quellen nicht vor 1680 zu belegen. In dem alten Bergbüchlein von 1534, das die älteste bekannte Sammlung bergmännischer Ausdrücke enthält, und bei Christian Berward, *Interpres phraseologiae metallurgicae* oder Erklärung der fürnembsten Terminorum und Redcarten — bei den Bergleuten —. Frankfurt am Mayn 1673 kommt der Gruss nicht vor. Berward erwähnt als „Berggruss“ p. 41: Gott grüsse euch alle mit einander, Bergmeister, Geschworene, Steiger, Schlegelgesellen, wie wir hier versamlet sein; mit Gunst bin ich aufgestanden, mit Gunst will ich mich niedersetzen, grüsste ich das Gelach nicht, so wäre ich kein ehrlicher Bergmann nicht.

Auch Mathesius, der in der Sarepta (Nürnberg 1562) ein treues und vollständiges Bild der Bergmannssprache seinerzeit gegeben hat, erwähnt nicht ein einziges Mal den Gruss „Glück auf!“

Im gewöhnlichen Leben lautete der Begegnungsgruss: Glück zu! Wie sich die Bergleute durch ihre Tracht und Sitte, ihre Sprache und Gebräuche von den andern Ständen unterschieden, so stellten sie in den Jahrzehnten nach dem 30jährigen Kriege, der den Bergbau fast völlig vernichtet hatte, vielleicht zunächst in den sächsischen Gruben, dem Alltagsgrusse „Glück zu“ den Bergmannsgruss „Glück auf!“ entgegen: das Glück möge wieder aufgehen! Denn, sagt Mathesius a. a. O., „da Gott einem Bergmann ein Glücklein giebt, hat (er) gut Geding (= Leistung), bekommt ein guts Küklein (Berg- oder Grubenteil)“. Der Gruss bürgerte sich ein, und 1684 eifert Meltzer in der Beschreibung der Churf. Sächszischen Bergkstadt Schneebergk S. 671: Glück zu ist nicht Bergkmännisch. Glück auff ist Bergkmännisch. Glück auff! auff! heisst es, nicht Glück zu! Bergleute leiden die Formel nicht, sie dancken auch gar nicht gerne einmal auff das Glück zu; aber auff das Glück auff dancken sie fleissig“. So wollte man wie durch eine Zauberformel das Glück sich sichern.

Bald suchte man auch eine Erklärung für diesen „neuen, bedeutungsvollen Gruss“, wie ihn Novalis 1797 nennt, und die

Chemnitzer Rockenphilosophie teilt als Aberglauben der Zeit mit: „In den Bergzechen soll man nicht sagen „Glück zu“, sondern „Glück auf“, es fällt sonst das Gebäude ein“, d. h. bergmännisch: es geht sonst das Bergwerk und mit ihm alles Glück zu Bruche. Diesen Glauben hat auch der 1768 zu Königsberg geborene Zacharias Werner in seinem Drama „Die Weihe der Kraft“ (1806) Akt 1 Szene 1 benutzt: Ein Bergmann kommt in die Grube mit dem Grusse:

Glück zu!

Die Bergleute in der Grube.

Bist Du von Sinnen? willst Du uns
Die Grube über'm Kopf zusammenstürzen?
Glück auf ist Bergmanns Lösung!

Erster Bergmann.

Nein, Glück zu!

Zu schliesst sich neue Hoffnung, neues Glück,
Der Doktor Luther ist im Bann.

„Glück zu“ schliesst also das Bergwerk, „Glück auf“ erschliesst es zu neuer Hoffnung, neuem Glück. Diese Erklärung gibt auch schon Herttwig im Neuen und Vollkommenen Berg-Buch. Dresden und Leipzig 1710 S. 178a: „Glück auff! ist der Bergleute gewöhnlichster Gruss. Und würden sie es sehr übel empfinden, wenn einer sagen wollte: Glück zu. Indem die Klüfft und Gänge sich nicht zu-, sondern auffthun müssen“.

Übrigens habe ich bemerkt, dass die katholischen Bergleute Oberschlesiens diesen Gruss nicht lieben, und dass er ihnen auch nicht geboten wird.

Wenn die Bergleute ihre Gebete im Zechenhouse vor dem Bilde der hl. Barbara, ihrer Schutzpatronin, verrichtet, ihre frommen Lieder gesungen haben, von ihrem Steiger verlesen und mit den Schlussworten: Gehet mit Gott! auf die verschiedenen Arbeitsorte verteilt sind, fahren sie ein. Sie gehn zunächst aus dem Zechenhouse nach der Schachtkau, einem Überbaue über einem Schachte, und halten, indem sie sich hier einzeln auf die Fahrten (Leitern) begeben, ihr erstes Bergamt ab, d. h. sie erzählen sich Neuigkeiten, Erlebnisse u. a. Die Tiefe solcher Einfahrtsschächte auf den Erzgruben beträgt selten über 50 m. Sie warten alsdann im Füllort, dem Raum unter dem Schachte, aufeinander; wenn alle beieinander sind, wird in der Regel erst das richtige Bergamt gehalten, wie es schon im Jahrbuch des schles. Vereins für

Berg- und Hüttenwesen 1859 S. 411b heisst: „Sie arbeiteten mehr mit den Zungen als mit den Fäusten; sie sassen vor Ort am Pulverbrette, um allda Bergamt zu halten, über tausenderlei Dinge, von denen sie doch nichts verstanden“. — In den älteren Zeiten sassen die Häuer (die eigentlichen Bergleute) als Respektspersonen von den Schleppern, den Bergarbeitern, getrennt, und es hätte derjenige, der noch kein Fahrleder besass oder vielmehr besitzen durfte (das Fahrleder stand früher nur den Bergleuten vom Lehrhäuer aufwärts zu), nicht gewagt, bei den Häuern Platz zu nehmen. Auch mussten sich vorher noch die Schlepper um das nötige Holz zur Zimmerung¹⁾ bekümmern. — Bei solchem Bergamt kamen auch alle möglichen abergläubischen Geschichten zutage.

Die wichtigste Rolle im Glauben des Bergmanns spielt der Berggeist. Anfang März des Jahres 1903 ging durch die Tagesblätter des Industriebezirks folgende Nachricht: Aufsehen erregte am Freitag den 27. Februar auf Myslowitzgrube (bei der Stadt Myslowitz im Kr. Kattowitz) das plötzliche Verschwinden des Grubenarbeiters Lücke. Am Donnerstag fuhr der genannte Arbeiter zur Nachtschicht auf Myslowitzgrube ein, legte die bei der Arbeit hindernden Kleidungsstücke ab und blieb seit dieser Zeit verschwunden. Erst am Sonnabend nachmittag tauchte der Vermisste im Ostfelde der Grube, also auf einer ganz abgelegenen Stelle, auf, mit der brennenden Lampe in der Hand. Auf Befragen, wo er solange gewesen sei, gab Lücke an, er habe plötzlich ein schönes, blauweisses Licht gesehen und sei ihm bis heute nachgegangen. Er wollte nicht glauben, dass er dabei über 40 Stunden in der Grube herumgeirrt sei. — Das Merkwürdige bei der Geschichte, schrieb mit Recht die Kattowitzer Zeitung, ist, dass der Bergmann über 40 Stunden Licht gehabt haben will und ebenso sauber und rein, wie er eingefahren war, wieder ausgefahren ist, obgleich er die schlechtesten und gefährlichsten Wege passiert hat. Sämtliche Bergleute sind der festen Meinung, dass der **Berggeist** den Arbeiter in der ganzen Grube herumgeführt habe!

Aus diesem Vorgange, der ganz einfach zu erklären sein dürfte, geht zur Genüge hervor, dass der Glaube an das Wirken

¹⁾ Holzwerk zum Schutz der Gruben gegen Einsturz.

des Berggeistes bis zur Stunde noch lebendig ist. Der Glaube an den Starbnik, wie der Berggeist in Oberschlesien heisst, den Schatzmeister, den Herrn der Schätze, ist so alt wie der Bergbau selber. In ewig junger Frische lebt dieser Glaube in den Erzgruben (Galmei-, Blei-, Silbererz- und Eisenerzgruben), auf den Kohlengruben nur da, wo Erzgruben in der Nähe liegen und Erzbergleute und Kohlengräber in unmittelbarem Verkehr und Gedankenaustausch stehn wie in Oberschlesien. Erst das letzte grössere Unglück, das Anfang April 1903 das Ostfeld der Königin-Luise-Grube in Zaborze heimsuchte und 22 Todesopfer forderte, warf grelle Streiflichter auf diesen Glauben. Ist man doch bis zur Stunde fest davon überzeugt, dass unten im Reiche des Berggeists immer zu bestimmter Zeit, besonders aber vor den hohen Festtagen, ein Unglück eintreten muss, und wohlfeil sind dann die vaticinia ex eventu, die nachträglichen Prophezeiungen.

Und fragt man, weshalb der Bergmannsaberglaube so fest wurzelt, so lautet die Antwort: Der Grund davon liegt in der eigenartigen, gefährvollen Beschäftigung des Bergmanns und in den steten Kämpfen mit den Elementen. Fahren wir einmal in eine Galmeigrube!

Hier liegen die Arbeitsorte mitunter weit voneinander und sind mit einem Häuer und einem Schlepper belegt. Kommt der Häuer „vor Ort“, so zieht er zunächst seinen Kittel aus, macht das Kreuzzeichen und begibt sich an die Arbeit. Er hat zu bohren und zu sprengen, während der Schlepper die gewonnene Förderung auf einem Karren nach dem Rollloch schiebt und ausstürzt. Der Häuer, der genügend Förderung gemacht hat, ruht jetzt, namentlich wenn er sich vor seinem vorgesetzten Steiger, der bereits „das Ort“ befahren hat, sicher fühlt. Der Schlepper bleibt bisweilen lange fort, und so befindet sich der Häuer so ganz allein in der unheimlichen Stille, zu seinen Seiten die grossen abgebauten finsternen Räume, in denen nur zeitweise Gesteinsmassen herabstürzen. Es ist kein Wunder, dass ein solcher Mann, wenn sich in ihm noch eine gewisse angeborene Ängstlichkeit regt, die die Erinnerung an alte Bergbaumären noch vermehrt, vom Schauer befallen wird und auf alle möglichen Gedanken und Vorstellungen kommt, die ihm als Wirklichkeit erscheinen.

Auf den Kohlengruben arbeiten die Leute selten oder gar nicht vereinzelt, sondern in grösseren Gruppen auf ganzen Brems-

schachtfeldern; auch das Arbeiten selbst wird intensiver betrieben und lässt zu Grübeleien nicht Zeit.

Der Bergmann kann sich die verschiedenen Ablagerungen der Erdschätze nicht erklären; er glaubt, ein mächtiges Wesen habe sie aufgespeichert und sei Besitzer dieser Schätze. Er lasse sie auch durch fromme und gottergebene Menschen ausbeuten und sich zunutze machen. Daher darf ein Bergmann in der Grube weder fluchen noch lästern, ja, sogar nicht einmal pfeifen¹⁾.

Hierzu kommen die mannigfachen Unglücksfälle. Bergleute ersticken im Schwaden (böses Wetter oder giftige Luft) oder werden durch stürzendes Gestein oder Kohl²⁾ erschlagen, schlagende Wetter entzündeten sich und vernichteten blühendes Leben, wilde, schnelle und mächtige Wasser lassen dem Tode nicht entrinnen, und wie viele werden verschüttet! Dieses alles ist wohl geeignet, neben dem gütigen, freundlichen Wesen eine unheimliche und unheilbringende Macht zu erzeugen: die Verkörperung dieser Vorstellungen und Gedanken ist der Berggeist, der bald dem wackeren Bergmann zu reicher Förderung verhilft, ihn vor Todesgefahr warnt oder gar bewahrt, ihn neckt, bald den Frevler, den Treulosen, den Meineidigen schwer büßen lässt. Letzterer Zug tritt, je jünger die Sage ist, immer schärfer hervor.

Der Berggeist erscheint in verschiedenen Gestalten. Häufig tritt er als Bergmann auf, als Steiger oder höherer Beamter, von dem man bestimmt weiss, dass er nicht zur Stelle sein kann, aber auch in Zwerggestalt. Man bekreuzigt sich bei seinem Anblick

¹⁾ Auch böhmischer Glaube. Eine Erklärung gibt Wrubel (nicht wie Wuttke-Meyer, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. Berlin³ 1900 S. 47 anmerkt: Strubel), Sammlung bergmännischer Sagen. Freiberg in Sachsen (1882) S. 6: Das Verbot des Pfeifens in der Grube, welches die Sage vom Berggeiste selbst ausgehen lässt, „damit er nicht im Schlafe gestört werde“, soll in Thüringen aufgekommen sein. Nach alten Berichten hat es in den dortigen Gruben in Gestein eingeschlossene giftige Gase gegeben. Wenn das Gestein durch den beim Abbau entstehenden Druck einen Spalt bekam, zwängten sich die bösen Wetter durch diesen engen Spalt hindurch, und so entstand ein schrilles Pfeifen. Dies war das Zeichen für die Bergleute, sich schleunigst zu retten. Um nun dieses von der Natur gegebene Rettungszeichen, dieses charakteristische Pfeifen nicht mit dem menschlichen Pfeifen zu verwechseln und so unnötige Aufregung zu ersparen, soll man das Pfeifen unter Tage den Bergleuten streng untersagt haben. Von Thüringen kam dieses Verbot auch nach Schlesien, wo man es auch gegenwärtig noch, selbst in einzelnen Steinkohlengruben, kennt.

²⁾ Bergmännisch: das Kohl.

oder flieht oder wirft sich platt auf die Erde und lässt ihn über sich hinweggehen, wie man sich beim Erscheinen der wilden Jagd lautlos aufs Gesicht wirft und den Zug über sich hinwegbrausen lässt¹⁾. Versucht ein Vorwitziger neben ihm vorbeizukommen, so wird er wohl an den Stoss (die seitliche Begrenzungsfläche eines Grubenbaus) gequetscht.

Der Berggeist fordert von jedem, der ihm begegnet (gleichsam als ein Opfer) Feuer für seine Pfeife. Darum reicht der Bergmann, wenn ihn jemand um Licht bittet, das Grubenlämpchen nicht mit der Hand, aus Furcht, der Berggeist könnte ihm gegenüberstehen und ihm mit der Lampe zugleich den Arm oder die Hand mitfortnehmen, sondern hängt das Licht irgendwo an oder reicht es am Helm (dem Stiele) der Keilhaue, mit der Schaufel oder auf einem Holzseil hin. Fordert der Berggeist irgend ein Tun oder Unterlassen, muss man sofort gehorchen, sonst erwächst Schaden oder Lebensgefahr. Oft erscheint er plötzlich in der Gestalt des diensttuenden Steigers vor Ort und heisst die Arbeiter augenblicklich an ein anderes gehen. Kaum haben sie das Ort verlassen, so geht es zu Bruche, und die Bergleute sind dem Tode entronnen. Einst legte sich ein Bergmann, als er allein vor Ort war, vor Müdigkeit hin und schlief ein. Da rief jemand: Jacek stan! (Jakob steh auf!) Als er erwachte und niemand sah, schlief er wieder ein. Nachdem er aber den Ruf zum dritten Male wahrgenommen hatte, sprang er auf und lief erschreckt davon. Kaum dass er mit seinem Schlepper zurückkehrte, fand er die Stelle, wo er gelegen hatte, vollständig verschüttet. Der Bergmann glaubte fest, der Warnungsruf habe vom Berggeist hergerührt, der ihn vom sicheren Tode retten wollte.

Gewöhnlich tritt der Geist plötzlich aus dem Gestein heraus und verschwindet ebenso plötzlich darein, ohne dass eine Öffnung sichtbar bliebe.

In den ältesten Sagen tritt immer nur ein Berggeist auf. Sobald von Berggeistern die Rede ist, ist die Sage nicht mehr rein, sondern mit der Zwergsage vermengt. Auch tritt in jüngeren Erzählungen der Berggeist in den Kreis der Schatzsagen; so wenn es heisst: Verschwindet der Berggeist in das Gestein, so sieht man in der Öffnung eine Menge Gold, Silber und Edelsteine

¹⁾ Vgl. Drechsler, Mythische Erscheinungen im schlesischen Volksglauben. Progr. Zahrze 1902 S. 10 f.

glänzen. Gelänge es einem Bergmanne, irgendein Stück des Gezähes in die Öffnung hineinzuwerfen, dann würde ihm der Gang mit all seinen Schätzen offen bleiben. Warum wird das niemand zuteil? Weil jeder von der plötzlichen Erscheinung des Berggeistes so erschreckt oder von dem Glanze der „blühenden“ Schätze so geblendet ist, dass er den günstigen Augenblick unbenutzt vorübergehen lässt.

Wenn im Schacht irgendein Insekt (das vielleicht der Bergmann mit dem Essen heruntergebracht hat), etwa eine Fliege, sich zeigt oder in der Stille plötzlich summt, erschrickt alles und bekreuzt sich, denn der Berggeist nimmt auch Tiergestalt an. Wo sich die Geisterfliege hinsetzt, dort fallen infolge ihrer Schwere Gesteinsmassen herab. Auch zeigt er sich als Spinne: sie glüht, und die Fäden ihres Netzes zischen wie Zündschnuren. Er rollt sich aber auch plötzlich als feurige Kugel oder Rädchen vor die Füsse des erschreckten Bergmanns. Alles Geisterlicht, alle Geisterflammen zeigten blaue Färbung. Oft erscheint er auch als grosse Flamme, geht vor dem Bergmanne her (wie auf der Myslowitzgrube) und verschwindet plötzlich in der Firste der oberen Begrenzungsfläche eines Baues.

Vor etwa zwei Jahren, erzählt ein Beamter der Concordia-grube, ist der Anschläger von der oberen Bühne eines Bremsberges fortgelaufen und hat eine grosse Störung bei der Förderung verursacht. Er wollte gesehen haben, dass ein sehr grosses Licht und das schreckliche Gesicht eines Greises aus dem alten Manne (abgebauter, mit Gesteinsmassen ausgesetzter Raum) herauskam, über seine Bühne hinwegging und unter lautem Knistern in den Kohlenstoss verschwand.

Gern erscheint der Berggeist auch in der Gestalt einer Maus; hiervon gehen zahlreiche Sagen. So erschien in einer Erzgrube einem Häuer täglich eine Maus, die er mit einigen Brocken Brot fütterte. Aus Dankbarkeit kratzte diese Maus dem Bergmanne, noch ehe er zu arbeiten begann, mehrere Löcher im Erze heraus, die er dann nur zu besetzen und abzuschliessen brauchte. Sie wurde für den Berggeist gehalten.

Ein alter und kränklicher Bergmann, dessen Leistungen sehr gering waren, förderte seit einer Zeit auf einer schlechten Nummer das Doppelte. Seine Kameraden wunderten sich darüber und meinten, dem Erfolge könnten nur zauberische Kräfte zugrunde

liegen. Weder Bitten noch Drohungen vermochten den Häuer zur Aufklärung zu bringen. Drei Jahre bewahrte er das Geheimnis. Als er jedoch an einem Lohntage im Kretscham zuviel Brantwein getrunken hatte, griff er nach einer Semmel und sagte: „Täglich opfere ich dem Berggeist eine Semmel, dafür arbeitet der dumme Tropf für mich“. Am nächsten Tage fuhr er wieder ein. Die Zieher erstaunten, als sie statt eines mit Kohlen beladenen Wagens einen mit Semmeln gefüllten herauszogen. Wie erschrakten sie jedoch, als sie unter den Semmeln den Bergmann, der sich der billigen Geisterhilfe gerühmt hatte, als Leiche fanden! Das war die Rache des Berggeistes an dem Verräter des Geheimnisses. Nach anderer Version war ihm der Berggeist entgegengetreten und hatte ihm eine Semmel in den Mund gedrückt und ihn erstickt.

Glücklich ist der Bergmann, dem der Geist Öl in die Lampe giesst; es nimmt nicht ab, solange das Geheimnis gewahrt wird. Es ist dies ein Zug, der in den Sagen von den Wichten und Zwergen oft begegnet: wahrt man das auferlegte Schweigen, wird man belohnt, wogegen die Übertretung des Gebotes sich sogleich rächt. Auch in Goethes Gedicht „Der getreue Eckart“, wozu der Stoff aus einer thüringischen Chronik aus dem Jahre 1738 geschöpft ist, sind die Kannen voll Bier, „und wenn sie auch davon getrunken, so hätte doch das Bier nicht abgenommen, solange sie geschwiegen; als sie (die Kinder) aber die Sache gesagt und das Stillschweigen gebrochen, so wäre auch das Bier alle gewesen“.

Wenn der Berggeist als Häuer auftritt, dem aus dem linken Ärmel oder Rockschoß Öl träufelt, so scheint eine Eigentümlichkeit des Wassermanns auf ihn übertragen zu sein: die Herkunft des Wassermanns verrät bekanntlich der nasse Saum des Gewandes. Auch erscheint er in Rossgestalt¹⁾. Endlich zeigt er sich noch als grosser schwarzer Vogel ohne Kopf, um die Bergleute zu warnen.

Der Berggeist durchheilt Hunderte von Meilen in Augenblicken. Ein Bergmann machte mit ihm die unterirdische Reise von Oberschlesien nach den Bergwerken Englands und zurück in fünf Minuten.

¹⁾ Auch dies ist jüngere Übertragung einer Erscheinungsform des Wassermanns; vgl. Drechsler in Z. d. V. f. V. 1901 S. 201 f.

Besonders belohnt der Berggeist Ehrlichkeit und Redlichkeit. Auch davon eine Sage: Einem wackern Bergmanne ging es sehr schlecht; der Verdienst reichte trotz allen Fleisses nicht zu, die starke Familie zu ernähren. Eines Tages besuchte den Bergmann vor Ort ein altes kleines Männchen mit einem grossen Barte und erbot sich, ihm zu helfen: der verdiente Lohn möge „christlich“ geteilt werden. Jedoch solle der Bergmann niemandem hiervon etwas erzählen. Das Männchen fand sich täglich ein, und die Arbeit ging so schnell vorwärts, dass der Häuer nach einem Monate zur Verwunderung seiner Kameraden 99 Taler einige Silbergroschen und Pfennige verdiente. Man begab sich zur Teilung in eine Schachtkau. Hier setzten sie sich quer über ein Brett, und der Bergmann zählte jedem genau die Hälfte des erhaltenen Lohnes zu. Zuletzt blieb ein Pfennig über, den der Bergmann dem Männchen zuschob. „Der gehört noch dir“, meinte er dabei, „du hast mehr geschafft als ich“. Das Männchen sträubte sich anfangs, den Pfennig anzunehmen. Als es aber sah, dass der Bergmann darauf bestand, sprach es: „Dein Glück ist es, dass du so redlich bist. Ich bin der Berggeist. Hättest du anders gehandelt, ich würde dich in die Tiefe gestürzt haben“. Der Bergmann bemerkte mit Schrecken, dass er über der Schachttöffnung auf einem Strohhalm sitze. Diese Sage ist im Kreise Beuthen, Tarnowitz und Zabrze in verschiedenen Abweichungen bekannt. Das nämliche gilt von der folgenden:

Ein Häuer wurde von seinem Steiger, der das Ort befuhr, aufgefordert, mit ihm zu gehn. Sie gingen überall herum, und vor ihnen öffneten sich die festen Stösse, in die sie hineingingen, und schlossen sich hinter ihnen wieder. Von dem Glanze der Silberschätze war der Häuer ganz geblendet. Als er sich endlich umsah, war der Steiger verschwunden, der Bergmann befand sich vor seinem Arbeitsorte und hörte die Schicht schlagen. In der Annahme, er habe geträumt, fuhr er aus. Allein wie erstaunte er, als er einen fremden Steiger und unbekannte Bergleute erblickte! Er begab sich nach Hause, fand aber weder Weib noch Kind und wurde von den Bewohnern kopfschüttelnd betrachtet. Man konnte sich nur schwach erinnern, dass vor sehr vielen Jahren ein Mann in der Grube verloren gegangen sei. Nach kurzer Unterhaltung mit den Arbeitern fing er plötzlich an zu altern und wurde zum Greise; bald starb er.

Diese schöne Sage, die ich erst vor acht Tagen in neuer Fassung hörte¹⁾, erinnert uns an die verwandten Erzählungen vom Mönche von Heisterbach und besonders an die von Rip van Winkle, die uns Washington Irving in seinem Skizzenbuche meisterhaft ausgeschmückt hat. In andern, jüngeren Fassungen zeigt sich den Blicken des Bergmanns auch der König der Berggeister im Purpurkleide mit goldener Krone auf dem Haupte und silbernem Fäustel in der Hand. Eine Bergkapelle spielt liebliche Weisen, und eine Schar von Zwergen zieht mit lautem „Glück auf“ vorüber. In den Zwergsagen hören wir oft Musik in den Bergen: da sind die Zwerge bei Tanz und frohem Gelage, ein musikfrohes Völklein. Gesang und Zitterspiel gehörten früher auch zum Leben des Bergmanns, und und Novalis lässt den Alten erzählen: „Musik und Tanz sind eigentliche Freuden des Bergmanns; sie sind wie ein fröhliches Gebet, und die Erinnerungen und Hoffnungen helfen die mühsame Arbeit erleichtern und die lange Einsamkeit verkürzen“.

In der ursprünglichen Sage erscheint der Berggeist immer allein und niemals über Tage. Dadurch unterscheidet er sich vom Rübezahl. Seine Macht erstreckt sich nur auf die unterirdischen Räume und auf den Schacht bis zur obersten Fahrt oder bis zur Hängebank, der Mündung eines Schachtes. Wer diese erreicht, ist seiner Gewalt entrückt.

Selten erscheint der Starbnik als böser Dämon oder, unter christlicher Umbildung, gar als Teufel mit Pferdefuss und feurigem Höllengesichte. In der Geschichte der Ermordung des Pfarrers von Beuthen, den die Bürger der Stadt im Jahre 1363 im Margarethenteichel an der Beuthen—Zabrzer Strasse ertränkten, ist der Sage nach ein böser Berggeist der Verlocker zu dieser Tat und deren Mitvollbringer. Auch sein Name wird genannt: er hiess Szarlen, etwa roter (Höllengeist), und es wird erzählt, wie der Pfarrer ertränkt worden sei, habe man den Geist mit der Jungfrau Maria kämpfen sehen. Mit dem Namen Szarlen hängt offenbar der Name des Dorfes Scharley bei Beuthen zusammen. Vgl. Steinbeck, Gesch. des schles. Bergbaus II S. 142. Von diesem boshaften, zornigen Berggeiste wird auch erzählt, dass er den Häuer,

¹⁾ Von Herrn Berginspektor May auf Concordiagrube, dem wie Herrn Direktor Kirschniok ich die meisten oben mitgetheilten (aus dem Munde von Bergleuten aufgezeichneten) Sagen verdanke.

der sich etwa weigere, auf seinen Befehl weiter zu arbeiten, lebendig fresse.

Seine Macht und seinen Zorn zeigt der Berggeist auch dann, wenn er in seinem Revier gerufen und namentlich höhnisch gerufen wird.

Der Berggeist soll früher ein Bergmeister gewesen sein, der solche Freude am Bergbau hatte, dass er auf dem Sterbebette den lieben Gott bat, er möge ihm statt der seligen Ruhe im Himmel lieber die Erlaubnis geben, bis auf den jüngsten Tag in Gruben und Schächten umherzufahren und den Bergbau zu besichtigen. Diese Bitte sei ihm auch gewährt worden. Auch aus dieser Auffassung spricht der gutmütige Charakter des Berggeistes, zugleich aber auch, dass die Erlösung des umgehenden Geistes nicht in Frage kommen kann: sein Fortleben ist nicht die Folge einer Sündenschuld, sondern geknüpft an das Bestehen des Bergbaus und die dadurch gewonnenen Schätze, deren „Meister“ er ist.

In den Gipsgruben von Dirschel bei Katscher ist ein weibliches Seitenstück des oberschlesischen Berggeists zu Hause, die sogenannte Dirschelmutter: sie ist so lange an die Erde gebannt, „bis die ihrer Aufsicht vertrauten Schätze dem Schosse der Erde entnommen, das Unrecht, das einst ihr tyrannischer Gemahl, der König Babor, verübt hat, den Nachkommen vergütet und die Gegend, in der er geherrscht hat, zu erfreulichem Wohlstande gelangt ist“. (Minsberg.)

Wenn wir hören, dass im Harz dieselben Berggeistsagen wie in Schlesien bekannt sind und dieselben Züge aufweisen, so denken wir des geschichtlichen Zusammenhanges. Die ersten Bergleute stammten aus dem Frankenlande. Sie richteten auf dem Rammelsberge südlich von Goslar schon im Jahre 968 den Bergbau ein und kamen später in wiederholten Einwanderungen nach Nieder- und Oberschlesien. In der Schlacht bei Wahlstatt (9. April 1241) haben nach alten Berichten 500 Bergknappen aus Goldberg und je 150 aus Löwenberg und Bunzlau ihr Leben im Kampfe für die neue Heimat eingesetzt. Mit ihnen und ihrer Kunstfertigkeit wanderten auch die Sagen vom Berggeist in Schlesien ein und wurden in allen Erzgruben heimisch. Und wenn wir hören, dass auch Rübezahl eigentlich im Harze zu Hause ist und durch Harzer Bergleute ins Riesengebirge übertragen worden ist, was nach einer höchst wertvollen Mitteilung des Herrn Professor Zacher (Mitteil. X

S. 47 Anm.) schon 1619 in der Tirolischen Chronik des Matthias Burklechner ausdrücklich ausgesprochen ist, dann drängt alles dem Schlusse zu: Der Berggeist unter und Rübezahl über Tage ist eine und dieselbe mythische Gestalt, deren ursprünglich einheitlicher Charakter dem verschiedenen Aufenthaltsorte entsprechend verschieden aufgefasst und allmählich nach zwei Seiten hin verkörpert worden ist.

Wie die schlesische Sage erzählt, soll der Berggeist früher ein Bergmeister (doch wohl im Harz) gewesen sein. Das ist Erinnerung an den Bericht der erwähnten Chronik, wonach der Geist Ruebzagel ein Bergwerk im Ram(mels)berge bei Goslar besessen hat. Wenn es dort weiter heisst, er habe einmal „seine Knappen vor der gewöhnlichen Zeit aus der Grube fahren heissen, und zwar sich zu beeilen, da sei die Grube zugeschlagen und habe dem letzten ausfahrenden Arbeiter ein Bein abgeschlagen, alle übrigen in dem Berg arbeitenden Knappen aber seien umgekommen“, so gemahnt das an die Vorschrift: man müsse dem Geheiss des Berggeists unverzüglich nachkommen, und die letzte Fahrt zu erreichen oder mit den Händen die Hängebank zu berühren suchen: was nicht so glücklich sei, sei ihm verfallen. Auch das Sprichwort, „das die Pergkleuth daselbst noch heutigen tags haben, wann sie ain Khnappen sechen, der da hinckht, oder nur ainen fuess hat, so sprechen sie, das ist auch des Ruebzagels seiner Arbaiter ainer gewesen“, hat in Oberschlesien ein Gegenstück. Wenn ein Bergmann (infolge einer Schlägerei oder eines Falles) ein geschwollenes oder zerschundenes Gesicht hat, sagt man scherzhaft: den hat der Berggeist hübsch gezeichnet. Wir beobachten die Sage auf der Wanderung, wenn die Chronik schliesslich erzählt, dann habe sich dieser Rübezagel „in die Schlesj begeben, auf ain zinnhaltiges Khupffer Perckhwerch, haist das Risengepürg, so den Gözschen geherig“. Gemeint ist das alte Kupferbergwerk zu Giehren und Greiffenthal, zu dessen Hebung die Grundherrschaft der Schaffgotsche fremde Bergleute im Anfange des 16. Jahrh. ins Land zog. Mit ihnen kam der Berggeist in die schlesischen Erzgruben, während er als Rübezahl auf den Bergen sein Wesen trieb, bald aber noch viel mehr in den literarischen Erzeugnissen. Vielleicht gelingt es, von dieser meiner Behauptung aus, die ich heute allerdings nur mit allem Vorbehalt ausspreche, durch eine

erneute, vergleichende Durchforschung der Berggeist- und Rübezahlsagen diese verwickelten Fragen einigermaßen befriedigend zu lösen.

Kehren wir zum Bergmann zurück. Von den alten Lustbarkeiten, den sogen. Bergpredigten und Knappschaftsschmäusen, hat sich nur noch das Bergbierfest erhalten. Die fiskalischen Gruben veranstalten es jährlich im Sommer. Es dauerte früher zwei, auch wohl drei Tage; jetzt beginnt es gewöhnlich nachmittags und endet nachts zu unbestimmter Stunde. Am Bergbier nimmt alles teil, Beamte und Arbeiter sowie deren Frauen, Kinder und Bräute. Die Teilnehmer erhalten freies Bier und an Speise Wurst und Semmel. Den Hauptteil des Bergbiers bildet der Tanz, zu dem die Bergkapelle unermüdlich aufspielt und zu dem sich, trotz Sturm oder Regenwetter, alles, was zur „Bergpartie“ in Beziehung steht, besonders das weibliche Geschlecht, einfindet. Besondere Tänze hat der Bergmann in Schlesien nicht.

Am Barbarafeste, dem Festtage der hl. Barbara, der Schutzpatronin der Bergleute (4. Dezember), findet feierlicher Kirchgang statt. Bei diesen Bergaufzügen wird eine dunkle, mit schwarzem Samt- oder goldgesticktem Kragen und Samtaufschlägen versehene Jacke, das Fahrleder und die Grubenmütze mit einem Federbusche getragen.

Das Leben des Bergmanns ist zwar mühe- und gefährvoll, aber durchaus nicht so drückend und erbärmlich, wie es bei den Lohnkämpfen und Ausständen mit leicht erklärlicher Entstellung und Übertreibung geschildert wird. Gibt es doch Arbeiter, die 40 Jahre lang ihre Schicht tun und ihr Leben nicht als ein freudenloses bezeichnen, die bei nüchterner, mässiger Lebensweise einen hübschen Sparpfennig zurücklegen und, unterstützt aus der Knappschaftskasse, einem frohen Lebensabend entgegensehen. Endlich kommt bei allen die Zeit, wo „der Bergmann anklopft“, d. h. wo der Arbeiter gebrechlich, „bergfertig“ wird. Dann verfährt er mit Freudigkeit und Wehmut die letzte Schicht. Sein letzter Wunsch ist, dass er sich den edelsten Gang erschürft haben möge, der ihm am grossen Lohntage den letzten Anschnitt, eine ewige Ausbeute und seligen Schichtlohn gewähre. —

Hexen und Hexenzauber,

nebst einem Anhang über Zauberer und Hexenmeister.

Von Dr. Kühnau.

I. Hexen.

1. In welcher Gestalt erscheinen die Hexen?

Meist als alte, hässliche Weiber, denen man aus dem Wege geht, weil sie böse sind und Schaden zu stiften suchen. Sie haben aber auch die Fähigkeit, sich zu verwandeln und zeigen sich als Katze, als Kröte, als Strohalm.

Die Hexe als Katze¹⁾. Die Franken, eine Beerenfrau aus Weissbach über der Grenze drüben bei Jauernig, erzählt, sie habe eine Katze gehabt, die nicht recht gesund war, sie habe sie daher einem Manne gegeben, der sie schlachten wollte. Nach einiger Zeit sagte ihr der Mann, das mit der Katze sei merkwürdig gewesen. Er habe das Tier totgeschlagen, und als er über die Brücke gegangen, habe er es mit dem Kopfe noch gegen das Geländer gehauen, so dass es tot sein musste. Dann habe er die Katze abgezogen und auf die Bank gelegt. Aber als er wieder dazu gekommen sei, da war sie weggelaufen. Das sei keine Katze gewesen — eine Hexe müsse es gewesen sein. — Eine Pilzfrau aus Ober-Gostiz unterhalb der Heidelkoppe drüben im Österreichischen erzählt folgendes:

Dô wâr ich Ihn amôl de Geschichte vo Gurschdruff erzähl'n.
Dô woar ei enner Bauerwertschoft a Knecht gewast und dar
hotte anne Liebste gehoot. Uba ei Friedeberg (in Österreich-
Schlesien) woar Tanzmusik gewast und dô woar a nuff ganga.
Und wie a ei der Nacht hêm gîht, dô is dô om Wa'ge a
Schuppa. Und eim Verbeigîhn hîrt a anne Môsike aus der
Remise kumma, und wie a nôchsitt, do sitt a halt lauter Kotza
ei dam Schuppa rimspringa und mitta drunder ô die grusse
schworze Kotze vô sêm Hofe, und doas woar goar de Haupt-
machern gewast. Nû gîht a hêm, und a andern Tag dô sitzt
a om Tische und dar schworze Koater nâbern. Und dô spricht

¹⁾ In der Grafschaft Glatz glaubt man, dass die Katzen mit 7 Jahren Hexen werden (Glatzer Vierteljahrsschr. III S. 287).

a zunem: Na, du hust dich ju gestern recht lustig gemacht ei dam Schuppa draussa! Du hust ju goar olls oangefuhrt! Und wie a doas spricht, dô springt dar Koater oanem ei de Hih und schlägt-n mit der Totze doas rechte Auge aus. — Nôch a poar Wucha dô giht der Pauer salber amôl nuff uf Friedeberg, und a kimmt dô oa êner Wiese verbei ei der Nacht und hirt vò drîba ô woas ufspieln. Und dô giht a nâhnder, und do seins lauter Kotza, die honn sich oan-a Pfota und tanza uf a Hinderbeen. Und dô hoat a anne Weile dôgestanda. Wie a aber hêm koam, dô hoat a ganz geschwiega vò dam, wie's-m dô geganga is. Doas hoat a kêm Mensche mucht soagen.

Von der Hexe, die als Kröte den Kuhstall zu erreichen sucht, weiss ich aus meiner Kinderzeit. Die alte abergläubische Frau ist mir noch lebhaft gegenwärtig, wie sie von der Kröte erzählt, die sie mit ihren glühenden Augen angesehen und schnell ein paar Sprünge nach dem Kuhstall hin gemacht habe. Wart, alte Hexe, hätte sie geschrien und mit einer Mistgabel hätte sie das Tier totgeschlagen.

Als Strohhalme kommt eine Hexe durchs Schlüsselloch in ein Zimmer, in dem Soldaten schlafen, richtet sich an der Erde auf und geht von Bett zu Bett, um die Soldaten zu drücken. (Nach einem Bericht von Dr. Wilpert in den handschriftl. Sammlungen unserer Gesellschaft.)

Verbreitet ist auch die Anschauung, im Wirbelwinde eine Hexe zu sehen. In der Grottkauer Gegend werden die Kinder von den Eltern recht eindringlich ermahnt, sich vor dem Wirbelwinde ja in acht zu nehmen. Kämen sie wirklich einmal in einen solchen hinein, so sollten sie, um nicht Schaden zu leiden, dreimal ausspucken und rufen: Pfui, alte Hexe! — In der Gegend von Ausche zwischen Liegnitz und Neumarkt ist man der Meinung, dass jemandem eine Krankheit (böse Hand, böses Bein, Reissen in den Gliedern u. a.) „gemacht“ werden könne. Am häufigsten geschieht dies, wenn jemand über eine „böse Spur“ gegangen ist. Man sagt das namentlich bei bösartigen Ausschlägen und meint, der betreffende sei in einen „Zwirbel“ (= Wirbelwind) gekommen¹⁾.

¹⁾ In der Glatzer Vierteljahrsschr. III 371 wird von der Hexe von Lewin aus dem Jahre 1345 berichtet, dass, als man sie verbrannt habe, etliche Tage ein Wirbelwind an dem Orte zu sehen war, wo sie verbrannt worden war. Vgl. hierzu auch Mitt. I S. 8.

2. Die Hexe als Alb.

Soeben ist schon ein Beispiel dafür angeführt worden, dass die Hexe auch als Alb umgeht und die Menschen drückt. Sie erschien als Strohalm und kroch durchs Schüsselloch, um die im Zimmer schlafenden Soldaten zu drücken. — Eine Frau erzählt: Als sie vor langen Jahren in Wysoka am Annaberge war, habe sie immer einer Bettlerin ein Stück Brot gegeben. Einmal in der Nacht bemerkt sie, wie aus dem Gewölbe neben ihrem Zimmer (man nannte dieses Gewölbe in der dortigen Gegend Strach) die Alte herauskam mit der gestreiften Schürze und dem „Stabel“ in der Hand, wie sie immer kam, und plötzlich hatte sie sich über die Erzählerin gelegt, so dass sie keinen Atem mehr bekam. Sie setzt hinzu, sie habe die Alte ganz genau erkannt, sie war, wie sie leibte und lebte. Erst als sie um Hilfe rufen konnte, sei sie ebenso plötzlich verschwunden. Am andern Morgen habe sie ihr Erlebnis in der Küche erzählt, und ein polnisches Mädchen meinte: Sie hätte es schon immer gesagt, die Gendarmka (die Bettlerin war eine verwitwete Gendarmenfrau) sei eine Hexe.

Ich will aber hier bemerken, dass beide Erzählungen, von der Hexe als Strohalm und von der Gendarmka, aus polnischem Gebiete stammen. Aus deutscher Gegend ist mir bisher nicht bekannt geworden, dass man die als Alb umgehende Person Hexe nennt¹⁾. Dagegen kennt man die Hexe hier in einer anderen Eigenschaft, die sie mit dem baumdrückenden Albe auf gleiche Stufe stellt. Eine alte Frau teilte mir mit, sie habe vor langen Jahren eine Köchin in Breslau gekannt, die eine Hexe war und immer auf den Tauentzienplatz ging, um die Bäume zu drücken. Sie stieg dabei auf den Baum hinauf, dort haben sie Leute sitzen sehen; es hiess aber, man solle sie dann nicht anrufen, sonst fiele sie herunter. Die Hexe tritt hiermit in die Reihe der Vegetationsdämonen, wie der Alb, und wenn dieser sterben muss, sobald der Baum abgehauen wird, den er zu drücken pflegt (Mitt. I 8 und III 26), so wird uns auch von einer Hexe berichtet, dass sie in engster Beziehung zu einem Baume stehe — Herr Obl. Wilpert teilt aus Leobschütz mit, dass in einer Linde eine Hexe wohne (Mitt. II 67). Ja, die übereinstimmende Beziehung der Albe und

¹⁾ Vgl. jedoch Mitt. Heft VI S. 32, wo eine „Besprechungsformel für Hexen, die das Vieh bezaubern und den Menschen plagen (als Alb)“, mitgeteilt ist.

Hexen zur Vegetation tritt noch bestimmter hervor in dem Mittel, durch welches man sich vor dem Albe ebenso gut wie vor der Hexe schützen kann. Dem Albe befiehlt man, alle Bäume abzublaten, alle Ströme zu durchwaten, alle Berge zu besteigen usw. Vgl. Mitt. III 25 und IV 45. Und ebenso nötigt man in der Grafschaft Glatz die Hexen, alle Blättchen an den kleinen Birkenbäumchen zu zählen, die man während der Walpurgisnacht vor die Haustür stellt. Denn nicht eher, glaubt man, können die Hexen ins Haus gelangen, bevor sie diese Arbeit getan haben. Vgl. Glatzer Vierteljahrsschr. III S. 297, 298.

3. Hexenzeiten.

Die Tätigkeit der einzelnen Hexe ist zwar an keine Zeit gebunden, jedoch pflegen sie zu gewissen Zeiten in ganzen Scharen umzugehen und sind dann natürlich am gefährlichsten. Ich nenne drei solche Zeiten.

a) Die Christnacht. Immer wieder begegnet man dem Aberglauben, dass die Hexen in der Christnacht gesehen werden können. Man muss zu dem Zwecke Kirschenzweige zeitig genug vor Weihnachten, gewöhnlich am Andreasabende, abschneiden, manche sagen auch abbeissen, und sie stillschweigend nach Hause tragen (darf dabei aber über kein Wasser gehen, verlangen einige). Die Zweige setzt man in Wasser und an einen warmen Ort, etwa auf den Ofen, so kommen sie bis Weihnachten zur Blüte. Diese blühenden Zweige nimmt man mit in die Christnacht und vermag nun die Hexen zu sehn. Aus Zinkwitz im Münsterberger Kreise erhalte ich folgenden Bericht: Dô hoan de Leute Hexa gesahn, diede Malkgelta ûf-n Kuppe hotta. Wenn ober de Christnacht auswoar, dô mussta de Leute macha, doss se furtkoama, denn de Hexa woarn immer dicke hindarn hâr. O hotta die Leute kenn Nutza vum Vieche, denn de Hexa silla de Kûhe schunt immer gemulka hoan. — Aus Woitz bei Ottmachau erzählt ein 16jähriger Bursche: Man muss vor Weihnachten Zweige vom Kirschbaum abbrehen und in einen Winkel der Stube stellen, dann treiben sie „Palmen“. Diese Palmen muss man abbrehen und ins Gebetbuch legen. Nimmt man sie dann mit in die Christnacht, so sieht man die Hexen, die umgekehrte Melkgelte auf dem Kopf. Wenn aber der Pater „Sanctus“ sagt, so muss man schon aus der Kirche hinaus sein und auf einem Querwege (Quârwâ'ge) stehn, sonst brechen einem die Hexen das Genick. Einem sei das wirklich geschehen,

der war nicht schnell genug zur Kirche hinaus. Nach einem Bericht aus Patschkau müssen die Kirschenzweige am Andreas-abende unter streng beobachtetem Stillschweigen mit den Zähnen abgebissen und nach Hause getragen werden. Sind sie dann bis zu Weihnachten zur Blüte gebracht, so nimmt man die blühenden Zweige mit in die Christnacht und kann dann die Hexen sehen. Sie stehen im Mittelgange der Kirche, aber vom Altare abgewandt und tragen die Melkgelte in der Hand. Wenn man aber aus der Kirche herausgeht, muss man schnell machen, sonst brechen sie einem das Genick. Man muss nur sehen, dass man schnell unter eine Traufe kommt, dann verlieren sie die Macht.

b) Die Walpurgisnacht (Nacht vom letzten April zum 1. Mai). In unserer (Patschkauer) Gegend habe ich von der Walpurgisnacht und ihren Hexenfahrten noch nichts gehört. Wohl aber berichtet die Glatzer Vierteljahrsschr. III S. 297, 298, dass in der Grafschaft nach dem dortigen Volksglauben die Hexen in der Walpurgisnacht unter dem Schutze der Finsternis den Menschen auf alle mögliche Weise zu schaden suchen. Um sich gegen sie zu schützen, bringt man am Tage zuvor kleine Birken vor die Haustür und ist der Meinung, dass sie erst alle Blättchen an diesen Bäumchen zählen müssen, ehe sie ins Haus gelangen können. Bei dieser mühsamen Arbeit erscheint der Tag, und die gefürchteten Gäste müssen sich in ihr Reich zurückziehen.

c) Die Johannisnacht. Auch in der Johannisnacht sind die Hexen besonders eifrig bemüht in die Häuser der Menschen zu dringen. Die Mutter Kuppen brachte am 23. Juni d. J. einige kleine Zweige von Eichen und meinte, wir sollten sie ans Fenster stecken, damit die Hexen nicht hereinkämen. Das müsse man zu Johanni immer tun. — Am Johannistage (24. Juni) pflegen hier in Patschkau die älteren Bürger Kränze am Fenster auszuhängen. Die Kränze bestehen aus Eichenlaub mit eingeflochtenen bunten Blumen. Neuerdings kommt die Sitte mehr und mehr ab, aber alte ortsangesessene Familien lassen sich den Gebrauch nicht nehmen. Was das zu bedeuten hat, besagt eine Mitteilung aus Zinkwitz im Münsterberger Kreise: Wenn mā oan Johanne kenn Kranz ver de Thire hängt, dô kumma ei dr Nacht im Zwelwe Hexa eis Haus.

4. Tanzende und musizierende Hexen.

Der Hexentanz ist ein durch ganz Deutschland verbreiteter

Glaube und leitet sich ganz natürlich von der im Wirbelwinde (s. Nr. 1) einhertanzenden Hexe ab. Für Schlesien ist mir der Glaube von den tanzenden Hexen im Vergleich zu der sonstigen Häufigkeit selten genug vorgekommen. Ich vermag ihn nur zu belegen durch die in Nr. 1 erzählten zwei Begebenheiten, wo Hexen in Katzengestalt einmal in einem Schuppen, das andere Mal auf einer Wiese gemeinschaftlich tanzen. Beide Male wird auch aufgespielt, und wenn es auch nicht ausdrücklich gesagt ist, so sind doch wohl Katzen als Musikanten anzunehmen. Auch das Musizieren findet in der Windsnatur der Hexe seine ungezwungene Erklärung. Ganz eigenartig ist der Bericht, den die Geflügelfrau Wagner aus Patschkau gibt. Ihr Schwiegervater behauptete, als Kind die Hexen selbst gehört zu haben. Mit dem Grossvater (also seinem Vater) sei er einmal vom Rocken (Spinnabende) um Mitternacht nach Hause gegangen. Da hätten beide ganze Scharen von Hexen durch die Luft fliegen sehen und die hätten herrlich gesungen und Musik gemacht. Die anderen Rockenleute hätten daraufhin vermieden, um 12 Uhr nach Hause zu gehen. Entweder wären sie vorher gegangen, oder sie hätten die Geisterstunde erst vorübergelassen¹⁾.

5. Verbannung der Hexen.

Wie von den Fenixmännchen erzählt wird, dass sie „verboant“ worden seien, so auch von den Hexen. Nur den Unterschied finde ich, das jene Verbannung immer wieder erwähnt wird, wenn von den Fenixmännchen erzählt wird. Von den Hexen dagegen ist sie mir nur einmal berichtet. Der hier gemeinte Bericht der Frau Meisel aus Woitz bei Ottmachau lautet:

Mei Junge is amôl nôch Werba (Würben) ganga zum Mâdel (Tochter, die dort bei einer Bauersfrau diente), und wie a oan de Bricke kummt, dô begânt-n eene Frau, die giht ô dasalba Wâg. Nu fängt der Wald oan, durte sôl sich enner derhanga hoan. Dô hoat a nu gebatt fer de orma Seela. Und doas Weib hoat-n gefroat, warum doss a bätte. Nu, de Hexa sein doch uf 100 Jôhre verboant und nôchert kumma se

¹⁾ Hierzu bemerkt eine alte Frau, die dieser Erzählung mit zugehört hat: Sie habe als Kind mit anderen Kindern in der Dunkelheit Ziegen meckern hören, die seien durch die Luft gekommen, immer hintersammen her und hätten gemeckert. Die andern Kinder hätten gesagt, das wären die „Himmelsziegen“. — Sonst nennt man auch ein altes abgemagertes Pferd eine „Himmelsziege“.

wieder. Ma wêss ju nĩ, êb die 100 Jôhre schunt rim sein. (Er hatte also wohl gefürchtet, die ihn begleitende Frau könnte eine Hexe sein.) Frau Meisel setzt hinzu: Ma soat doch immer, de Hexa sein uf 100 Johre verboant.

II. Hexenzauber.

Die Hexe ist ein durchaus böses Wesen, ihre Aufgabe ist Schaden zu stiften. Dazu besitzt sie geheimnisvolle Kräfte, die sie befähigen, bösen Zauber zu üben. Bisweilen beruht die Zauberkraft lediglich auf der Anwendung eines Hexenbüchleins, einmal auf dem Besitz eines blauen Steinchens.

1. Das „Hexabüchla“.

Frau Meisel aus Woitz bei Ottmachau erzählt:

Früher sein Hexa ei Woitz gewâst. Eene hoa ich selber gekannt, 's woar ne Pauerschtochter, de Schneidern, die hoat a Hexabüchla gehoot, doas hoat-r dr Bruder weggenumma. Jitze is se tût, und ma hoat ôch nischte meh gehirt vu anner Hexe.

Uf der Strôsse liess se de Fûder imsterza. — Der êgne Bruder kimmt amôl mĩd-am Fûder Getreide gefoahrn. Und groade giht se mĩd-am Schaffla Wäsche iber a Wâlg zum Schwêfa. Gleich fällt der Woaũ im und der ganze Wêsse uf de Strôsse und eis Wosser. „Woas machst denn du wieder, Honne?“ spricht-a zûn-er. „Doas wâr ich dr aber vertreibla, du konnst kenn Menscha zufrĩde lôn“. Und mir Kinder, mir stonda im de Gorba rim, und dô schwomma se eim Wosser, und woas uf-n Truckna loage, dô woarn de Kerner rausgefoln. Doas woar amôl a Schoada. Dô hoat aber der Bruder olle Bicher zesommagesucht, die se hotte, 's woar a sũ a Stüss, und olles hoat a dorchgesahn, bes a doas Hexabüchla funde. Doas hoat a-r weggenumma. Und seit dar Zeit hoat se nimmeh lange gelâbt. Der Bruder aber hotte doas Bichla no lange. Und wie se begroaba wurde, dô hoan de Leute ock immer Dreck uf se geschmissa, doss se ni sullde wiederkumma.

Die alte Gottwalden aus Patschkau erzählt: In Schwedelndorf bei Glatz, da sind einmal die „Pauern“ zur Schullehrern gekommen. Und die war gerade beim „Puttern“. Und da sieht der eine, wie sie oben von der Stubendecke, wo ein Balken quer durch das Zimmer ging, ein Büchel herunternimmt, ein Kreuz über das Butterfass macht, dann ein paar Mal „uf- und obputtert“, und

schon war die Butter fertig, und das war ausgezeichnete Butter. Da denkt der Bauer bei sich: Wenn du das Büchel kriegen könntest! Wie also einmal die Schullehrern den Rücken kehrt, reicht er das Büchel herunter vom Balken und steckt's in die Tasche. Zu Hause spricht er dann zu seiner Frau: Nu bring einmal das Butterfass her, wir werden buttern. „Och, Moan — spricht se — ich hoa doch nischte zurechte gemacht; wie wull-mer denn puttern?“ Breng ock hâr, soat a, und wenn's blanke Milch is. Nun bringt die Frau, er nimmt das Büchel aus der Tasche, macht das Kreuz, und wirklich — ein paar Stösse, und die Butter ist fertig, ganz ausgezeichnet. Nun schlägt er doch das merkwürdige Buch auf und fängt an zu lesen. Da sind es lauter Hexensprüche, und wie er liest, wird ihm so angst und immer ängstlicher zumute — bis er die Sprüche wieder rückwärts liest (vgl. Drechsler, Das Rückwärtszaubern im Volksglauben, Mitt. VII S. 45 ff.). Nun hat er die Geschichte angezeigt, und da ist das Hexenbüchel gerichtlich verbrannt worden.

2. Das blaue Steindel.

In einem anderen Falle erscheint die geheimnisvolle Zauberkraft der Hexe an den Besitz eines blauen Steinchens gebunden. Die alte Gottwalden in Patschkau erzählt: Ihre Eltern hätten in Lewin gewohnt, und da war im selben Hause auch eine Hexe. Ihre Mutter hat oft mit ihr gesprochen, und sie war immer freundlich zu ihr. Diese Frau hatte einen Sohn, der erst bei ihr wohnte, und der hat selber erzählt, seine Mutter hätte ein blaues Steindel in der Tasche, und er hätte sich oft bemüht, das Steindel zu erwischen, aber er hat es nicht bekommen. (Über ihre Zaubereien später unter Nr. 4.)

Die schädigende Wirkung der Hexen erstreckt sich auf die Gesundheit und auf den Besitz der Menschen. Einfluss auf die Gesundheit gewinnt die Hexe, indem sie der betreffenden Person Brot überreicht¹⁾. Einfluss auf den Besitz verschafft sie sich, indem sie allerlei Gegenstände aus dem Haushalt eines Menschen borgt oder durch Berührung Gewalt über sie erhält.

¹⁾ Überhaupt soll man von unbekannten Gebern nichts zu essen annehmen oder etwas Essbares aufheben, was man irgendwo findet. Denn die Hexen suchen den Menschen dadurch zu schaden. Durch Esswaren, die jemand von ihnen empfängt, erlangen sie Macht über Menschen und ihr Vieh. Vgl. Strackerjan, Aberglaube aus Oldenburg I § 215 und 215 i. Birlinger, Aus Schwaben I S. 322 f.

3. Die Hexe schädigt die Gesundheit des Menschen.

Von jener Hexe in Woitz, die sich auch im Besitze eines Hexenbüchleins befand (s. II 1), erzählt Frau Meisel ferner:

Meiner Mutter hoat se's oagethoan, doss se bâle gesturba wär, a su hoat se-r 's Been verhext.

Eene Pauerschfrau (sie nennt den Namen), die hotte se als Ausziglern bein sich, und dô wulde ser immer Futter macha gihn fer de Kuh. Nê, nê, luss ock doas Futtermacha, soate de Frau (sie wollte nicht, dass die Hexe durch das Futter auf die Kuh bösen Einfluss gewinne), doas werd schunt de Schworzern (die Mutter der Erzählerin) macha. 'S wulde halt kê Mensch mid-r, der Schneidern, zu thun hoan, weil se's wussta, doss anne Hexe woar. Meine Mutter aber nimmt sich de Sichel und giht uf's Feld hinga naus, wu se wulde 's Futter obsichan und reitroan. Und wie se hinga naus kimmt, do stiht de Schneidern und hoat a Kristla (eine Brotkruste) ei der Hand. „Wû gihste denn hî, Schworzern?“ „Nu, Futtermacha“ „Ach — soat se — luss mich ang Futter macha; hî huste a Kristla, anne Brûtkruste, du bist jinger wie ich, du hust gûde Zähne, du konnst-s derbeissa“. Meine Mutter nimmt doas Kristla, lāsst se aber kê Futter macha. Und wie se nu fertig is und giht a Rên verlang, dô sticht-s-r ei der Färsche (Ferse), und wie se wetter giht, do sticht-s wieder, und wie se reikimmt ei de Stube, do koan se schunt nimmeh lôfa, und der Voater müss se eis Bette hêba. Und se krigt a Been, a su dicke, und rût und schworz underlaufa. Dô schickt nu der Voater zum Dukder uf Uttmachau. — Se wâr-n-a ô gekannt hoan, a Hannuschke. Und wie a sich doas Been besitt, dô mēnt-a: Hî koan ich ni halfa, doas is a richtiger Hexaschûss. Do missa Se sahn, doss Ihn de Hexe an gûda Rôt gibt, die hoat-s gemacht und die koan allêne halfa. Wie de nu de Schneidern amôl verbeine kimmt, dô nimmt der Voater de Mutter und trät se uf de Eecha ver de Thiere (der Mann war „Büttner“ = Böttcher und hatte Eichenhölzer vor der Tür liegen). Uf dam Hulze sitzt se nu, und do bleit de Schneidern stihn und spricht: „Nu woas fahlt der denn, Schworzern?“ „Ach — soat de Mutter — ich hoa's asu eim Beene, gî mer ock an gûda Rôt, bis ock gebâta“. „Ich wêss doch kenn Rôt“, soat

se und giht verbeine, und meine Mutter kunnde bitta, wie se wullde, se hîrte nich.

Dô kimmt der Gevotter Nahwer (Gevatter Nachbar), der Nupper (andere Form für Nachbar), rim und spricht: Weesste woas, soat a zu mëm Voater, gîh ei de Stoadt und kêf der an neua Tôp und aus drei verschiedna Geschâfta Noadeln: Kuppnoadeln, Nähnoadeln und Stecknoadeln, und die thîste ei a Tôp mit Wosser und klabst a Deckel mîd Lehme feste drûf und stellst-a uf de Plotte. Und wenn's werd kocha, do werd se schunt kumma, aber du lāsst se nî zer Plotte, måg se bitta, wie se wil, bes se werd gehulfa hoan. Und der Voater macht doas asu und feuert und a ei und lāsst a Tôp kocha, doss ock asu gebrodelt hoat. Dô woarsche gleih dô und gleih bei der Plotte. „Woas kochste denn?“ soat se. „Doas stinkt ju, nîm ock doas Tippla runder“ — und wullt-s vò der Plotte reissa. „Weg hî, soat der Voater; ich hô der anne Wâtsche (Ohrfeige), doss der Hîrn und Sahn vergiht; du lāsst doas Tippla stihn“. Nu sâg se doch, doss ni andersch woar, und do froate se de Mutter: „Nu, Schworzern, woas machste denn? Zeig amôl doas Been!“ Und dô hotte se ô gleih anne Solbe mîte, und se fängt oan, doas Been zu bestreicha und Kreuze zu macha und zu bâta. Nu musste se aber, wenn se ûba woar, ô wieder zurûcke bâta, wenn's halfa sullde (Rückwärtszaubern s. II 1). Und wenn se kêne Zeit meh hotte und's Wosser woar underweile eigekocht, do musste doch de Mutter starba. Und der Voater liess doas Tippla kocha, wos a kunnde, doss de Scherba zu gûder Letzte vòsomma spronga. Und wenn de Hexe ni wâr fertig gewâst mîd-n Bâta, dô hâtte se ô missa starba. Aber se woar fertig, und der Mutter ihr Been wurde wieder gutt. Aber irschte wurda Lecher, hî und hî und hî, drei Lecher. Nê — woas mer dô hoan rausgezoin: Fârhôre (Pferdehaare), Sticke vò Fârhûfa, Fârkuttan (Pferdekutteln), Kulplâtla und olla Dreck.

Zusammengefasst enthâlt die Erzâhlung folgende Hauptpunkte: Eine Hexe sucht Macht über eine Kuh zu gewinnen, indem sie sich erbietet das Futter für die Kuh zu schneiden. Ihre böse Absicht wird erkannt, und sie wird zum Futterschneiden nicht zugelassen. Sie rächt sich dadurch, dass sie eine der beteiligten Personen durch Überreichung einer Brotkruste in ihre Macht bringt

und ihr ein böses Bein anhext. — Der gerufene Doktor erklärt sich unvermögend und meint, nur die Hexe selbst könne das Bein heilen. Der Nachbar gibt endlich den richtigen Rat, wie man die Hexe zur Heilung des von ihr angestifteten Schadens zwingen könne. Auf das Herbeikochen der Hexe komme ich unten noch näher zu sprechen.

4. Die Hexe schädigt den Besitz der Menschen.

Um dies zu können, borgt sie allerlei Gegenstände aus ihrem Haushalte oder sucht wenigstens durch Berührung Einfluss zu gewinnen. Kühe oder ihr Erträgnis, Milch und Butter, sind die hauptsächlichsten Gegenstände ihres Angriffs.

Von der Hexe in Lewin, die auch das blaue Steindel hatte (s. II 2), erzählt die alte Gottwalden weiter: Ihr Sohn hatte sich dann verheiratet und hatte das Besitztum der Mutter übernommen. Da ist die Alte nun ins Auszugstübel gezogen. Aber obgleich sie jetzt nur eine einzige Kuh hatte, gab diese doch immer so viel Milch, wie der jungen Leute ihre drei Kühe zusammen. Das kam daher, dass sie sich immer allerlei von den jungen Leuten borgte, bald eine Hacke oder einen Besen oder eine Mistgabel. Das legte sie dann kreuzweise vor die Stalltüre und dadurch nahm sie den Kindern die Milch und führte sie sich selbst zu. Das hatte sich herumgesprochen, und wenn sie zu jemandem andern kam, so borgte ihr niemand etwas, sonst wäre es ihm ebenso ergangen wie den jungen Leuten.

Weiter erzählt die alte Gottwalden: Sie hatte eine Tante in Lewin, die immer sehr schöne Butter hatte. Da hat sie nun einmal das Butterfass nach dem Auswaschen hinausgetragen vor die Haustür und auf einen Holzstoss gestülpt zum trocknen. Als sie dann am andern Tage wieder buttert, da geht es merkwürdig zu, es wird keine Butter. Es ist schon Mittag, und sie bringt keine Butter auf. Nun sieht sie doch nach und findet in dem Butterfasse unten einen Klumpen Butter, der war hart wie Stein. Nun ruft sie ihren Mann, aber wie sie beide wieder zum Fasse kommen, ist der Klumpen weg. Das musste doch verhext sein. Da kommt auch schon der Nachbar herum und spricht:

„Weesste, doas wâr ich der gleich kloar macha. Deine Freinden unda eim Niederdurfe, die is gestern ei de Kerche gega. Und dô hoa ich se gesahn, wie se bei dam Putterfasse is stihn geblin und is mîd der Hand drinne rimgefoahrn. Die hoat doas

Putterfoss verhext. (Die Frau stand in der Tat im Rufe einer Hexe.) Dô hilft nischd andersch, du musst doas Putterfoass mit Seefe ausschmiern und kochendes Wosser neigissa und mid eener gliniga (glühenden) Eisastange neifoahrn“.

Und das hat sie nun getan. Davon wurde es wieder besser.

Hierher gehört auch der Bericht des alten Gottwald, des Mannes der bisherigen Erzählerin, von der Reichenauer Mühle. Der Müller hatte sechs Kühe, von denen zwei verhext waren, die gaben keine Milch, sondern Blut. Aus besonderem Grunde führe ich diesen Bericht unter der folgenden Nr. an.

5. Auf welche Weise wird der Hexenzauber gebrochen?

Das Feuer scheint das Hauptgegenmittel gegen Verhexung zu sein.

Soeben ist unter Nr. 4 erwähnt, dass das verhexte Butterfass durch Einschmieren mit Seife, Eingiessen kochenden Wassers und durch Hineinfahren mit einer glühenden Eisenstange vom Zauber der Hexe gereinigt wird.

Ein öfter angewandtes Mittel, den Hexenzauber zu brechen, ist das Kochen. Unter II 3 ist bei der besonders böartigen Woitzer Hexe das Kochen ausführlich erzählt worden. Als die Hexe das böse Bein der von ihr behexten Frau nicht freiwillig heilen will, wird sie auf folgende Art dazu gezwungen. Der Mann der kranken Frau kauft in der Stadt einen neuen Topf und Nadeln aus drei verschiedenen Geschäften: Kopfnadeln, Nähadeln und Stecknadeln. Er legt diese Nadeln in den Topf, giesst Wasser zu, verklebt dann den Deckel fest mit Lehm und kocht nun diese Mischung auf der Platte. Die Hexe wird hierdurch gezwungen herbeizukommen und das verhexte Bein zu heilen. Denn es handelt sich um ihr eigenes Leben. Ist das Wasser verkocht, ehe sie die Heilung vollbracht hat, so muss sie sterben.

Einen zweiten ausführlichen Bericht über das Kochen als Gegenmittel lasse ich nach der Erzählung des alten Gottwald aus Patschkau folgen. Der Erzähler war seinerzeit Knecht in der Mühle zu Reichenau bei Camenz. Als von den sechs Kühen des Müllers zwei keine Milch, sondern Blut gaben, herrschte grosse Aufregung darüber in der Mühle. Da spricht die Müllern: Wir möchten doch einmal den „Scharfrichter“ fragen, der weiss ja in solchen Sachen Rat. (Der sog. „Scharfrichter“ war als zauberkundiger Mann bekannt, eine Persönlichkeit, über die ich unten

näheres mitteile.) Kaum hatte sich der Gottwald aufgemacht, um ihn zu holen, da kommt er schon zum Tore herein und spricht: „Nu woas is denn lüs! — Du brauchst mersch ni erscht zu soan, ich weess schunt“. Und da geht er schon hinein in die Stube zu der Müllern. Da zeigen sie ihm nun die rote Milch. Wort, wort — sagt er — der wâr mer a Spoass vertarba. Nun war gerade der Bruder von der Frau auf Urlaub da, der stand bei den Ulanen, und's Pferd war zu Hause. Zu dem spricht er: Nu aber reitste gleih nei ei Potschke (Patschkau) und flink — länger wie andertholb Stunda dorfstu ni bleiba. Durt kêfstu an Punscheltupp ohne Glätte, wu de drei Quôrt neigihst. Und du, Robert (d. i. der Gottwald), du gihst und hullst siebnerlee Hulz vò a Sträuchern und dôderbeine ô Schischhulz. (Eingeworfene Frage; Was ist denn Schischhulz? — Nu doas is Hulz vò ãm Strauche, dar hoat schworze Beern. Friher hoan se Schisspulver drausgemacht.) Und wie der Bruder nu mîd dam Punscheltuppe (eigentl. Bunzlauer Topfe) dôwoar, dan a beim Tepper ei Potschke gekêft hotte, dô wâr de beeda Kihe neigemulka. Und a macht vò dam siebnerlee Hulze a Feuerla und setzt a Tupp driber, aber a wing hîcher, doss de de Flomme ni droaschlûg. Sust wârsch ibergekocht, doas turfte aber ni, runderlaufa torft's ni. Und's tauerte ô goar ni lange, dô fung's oa zu bâta und zu bâta ei dam Tuppe: „Och luss mîch ock raus, och luss mîch ock raus, îch wârsch ju nimmeh macha“. Nee, Âle, spricht der Schorfrichter, du kimmst nich raus; de Ôga wâr îch der ausbrenna; du sullst droa gedenka. Abersch hoat ock immer wetter gebatt und immer gewinselt. Und wenn's ruff kumma wullda, dô noahm a a poar Stickla Hulz weg, doss's wieder nunder ging. Und wie's goar asu sihr jommerte, do spricht a: Na dô wâr îch dich nõ amôl rauslussa. Aber luss dersch gesoat sein, deine Stickla machste nimmeh. Und dô rufft a a Herrn und de Frau und spricht: Wulln Se se sahn? Aber dô is der Herr ock nausgerannt und hoat gesoat: Ne, ne, îch wil se nî sahn. Ich hoa se ô ni gesah — setzt der alte Gottwald hinzu — aber der Schorfrichter sah se. Und jitze, spricht a zu mer, kimmste mîte, jitz wâr mersche lûslôn.

Und da sind sie zusammen mit dem Topfe nach dem Kuhstalle gegangen, bis unter die Krippe.

„Hi rësste de Steene ûf!“ Und wie ich die Steene ûfgerissa hotte, dô lâga drei schworze Kugeln dô. Doas woarn de Hoare vô da Kihn. Die hoan mer ei da Tupp getoan, und dô sein mer nausgeganga under an Baum, und dô musst' ich de Ârde een holba Meter tief aushäba. Durte hoan mer a Tupp vergroaba. Aber jitze, soate der Schorfrichter, verburt-er nischte aus-n Hause, drei Tage lang. Jitze werd se kumma, un dô wârn mersch sahn, wârsche gewâst îs, de Hexe. Und richtig — dan andern Murga koam se schunt, dô woarsch de Nupfern (Nachbarin). Dô kloppt se oan nnd spricht zer Frau: Bis ock gebâta im a Hackla! Ich hoa meis beim Schmiede. Ne, ich hoa kees, soate die Frau, und hoat-s-r nich gegân. Und jeda Tâg îs se im woas gekumma. Wie de aber drei Tage im woarn, dô îs se weggeblîn. Und de Kihe hotta wieder Milch wie suste.

6. Zaubergewalt der Hexe über den Graswuchs.

Zum Schluss führe ich noch ein Beispiel an, welches die Macht der Hexe über den Graswuchs dartut, so dass sie sich hierin als Vegetationsdämon zeigt — eine Eigenschaft, die bereits I 2 angedeutet ist.

Über die Lewiner Hexe mit dem blauen Steindel entnehme ich noch folgendes dem Bericht der alten Gottwalden: Sie hatte ein Mädél bei sich wohnen, die nannte sie immer ihre „Grasemagd“. Nun ist die Gottwalden, die damals selber noch ein junges Mädél war, einmal mit der alten Hexe und ihrer Grasemagd nach Grase gegangen. Der Vater hatte ihr die Sichel erst frisch „getengelt“, sie war ganz scharf. Aber als sie zum Grasen kam, da sah sie kein Gras stehen und konnte nichts fertig bringen, währenddem die Magd der Alten schon längst die „Schütte“ hatte. Da weinte sie — und die Hexe sagte: Zeig amol deine Sichel her, die schneidt ja nicht. Und da nahm sie den Wetzstein, tat ein paar Striche und reichte sie ihr hin. Und wenn sie vorher kein Gras gesehen hatte, jetzt wuchs es ihr förmlich „eis Gesichte“, und im Augenblicke hatte sie auch ihre Schütte voll.

Hierzu bemerke ich, dass die Mutter Kuppen immer mit der Sichel ein Kreuz übers Gras macht, bevor sie zu grasen beginnt — als ob sie dadurch die feindlichen Dämonen vertreiben wollte.

Zauberer und Hexenmeister.

Von den Hexen unterscheiden sich die Zauberer und Hexenmeister dadurch, dass die Bosheit sie nicht in gleicher Weise auszeichnet wie jene. Sie schaffen nicht selten auch das Gute und Nützliche. Sie erscheinen unter mancherlei Gestalten.

1. Der „Schorfrichter“ in Reichenau bei Camenz (vgl. II, 5).

Der alte Gottwald aus Patschkau erzählt: Als er in Reichenau beim Müller fer Knecht diente, da kannte er einen alten 80jährigen Mann, den nannten sie immer den „Schorfrichter“, weil er bei einem Scharfrichter als Knecht gearbeitet hatte. Der sagte einmal zu ihm: Robert, willst amôl

's Oanbinda (das Anbinden)

lerna, du gibst mer zahn Bihma (ein Behm (Böhm) hiess früher der Silbergroßchen und jetzt noch das 10-Pfennigstück in Schlesien), dô lern ich dersch. Aber der Gottwald mochte es nicht lernen. — Das Anbinden besteht darin, dass man jemandem durch Zauber die Bewegungsfähigkeit nimmt. Kommt einer, dem man nicht „grün“ ist, so wird eine Formel gesprochen, und sofort bleibt der Betreffende, dem die Formel gilt, stehen, sperrt den Mund auf und kann sich nicht von der Stelle rühren. So muss er stehen bleiben, bis jemand kommt und spricht: „Nu woas stihste denn und hältst Mauloffa fêl?“ und dabei ihm eine Backpfeife gibt. Kommt aber niemand, so muss derjenige, der ihn angebunden hat, noch vor Sonnenuntergang zu ihm sprechen: „Was stehste denn hier und hältst Maulaffen feil“ und ihm eine Backpfeife geben, sonst bricht er in der Nacht das Genicke.

Wie der „Schorfrichter“ eine Hexe kocht und ihren Zauber bricht, vgl. II 5.

2. Die Zigeuner.

Weit verbreitet ist der Aberglaube, dass die Zigeuner, Männer ebensogut wie Frauen, zauberkundig seien.

In Fürstlich-Langenau bei Katscher pflegen die Leute, sobald eine Zigeunerbande ins Dorf kommt, zu sagen: Gebt nur den Zigeunern; denn sonst nehmen sie Stricke vom Hofe und ziehen sie durch die Obstbäume. Dann vergraben sie die Stricke in die Erde, und so wie sie verfaulen, stirbt der Mensch dahin. Das

ist ihre Rache, wenn man ihnen kein Almosen gibt. — Derselbe Glaube wird mir auch aus anderer Gegend bestätigt.

Die Mutter Kuppen erzählt: Eine Bauerstochter war mit der Magd im Garten beim Arbeiten, da kommt ein Zigeuner vorbei: „Den heirat' ich mir“, sagt die Bauerstochter im Scherz. Pfui, Sie werden doch das nicht tun, spricht die Magd entsetzt. Der Zigeuner kommt an den Zaun, heftet den Blick scharf auf sie und sagt: Vergessen Sie ja nicht, was Sie eben versprochen haben. — Nach einigen Tagen ist die Tochter weg, der Vater vermutet aus dem Bericht der Magd, dass sie wirklich mit den Zigeunern fortgezogen sei, spannt sofort an und fährt nach. Er erreicht die Bande am Waldessaum, wo sie lagert, und findet auch die Tochter als Weib des oben genannten Zigeuners wieder. Alle seine Vorstellungen sind fruchtlos, sie weigert sich mit dem Vater zurückzukehren, und er verstösst sie. Nach Jahren kommt endlich dieselbe Zigeunerbande wieder in die Gegend, und als richtige Zigeunerin streicht die ehemalige Bauerstochter im Dorf herum, trifft alte Bekannte und erzählt nun, wie unglücklich sie sich fühle; sie habe zwei hübsche Knaben und werde auch gut behandelt; aber das beständige Herumziehen sei ihr zuwider. Sie könne jedoch nicht fort von der Bande, der Zigeuner, ihr Mann, habe sie damals am Zaune behext (offenbar durch seinen Blick).

3. Der Kammerjäger.

Tschammerhof und Münchhof im Münsterberger Kreise, so sagt mein Gewährsmann, gehörten in früheren Zeiten dem „ersten Landrat“ (soll wohl heissen Landeshauptmann) von Schlesien, so zwar, dass Tschammerhof zum Sommeraufenthalt, Münchhof zum Winteraufenthalt der Familie diene. Später ging Tschammerhof in das Eigentum der Familie Grosser über, die es noch heute besitzt, jetzt schon seit 120 Jahren. Grossmutter's Urgrossvater (der Erzähler ist selbst ein Glied dieser Familie) sass einmal auf der Terrasse vor dem Schlosse Tschammerhof, da kam ein Kammerjäger, der über die schöne Lage des Schlosses seine Bewunderung aussprach. „Ja, meinte der Urgrossvater, es ist schön, aber die Frösche im Wallgraben, das ist unangenehm, die stören sehr durch ihr fortwährendes Quaken“. Das werde ich gleich besorgen, sagte der Kammerjäger, sprach einen Zauberspruch über das Wasser, und seit der Zeit quakt kein Frosch mehr im Wallgraben oder höchst selten nur.

4. Studierte und Doktoren.

Noch immer ist im Volke der alte Glaube nicht verschwunden, dass Studierende und Doktoren Zauberer seien.

Auf einem Hofe zeigte sich immer ein schwarzes Schwein unter den übrigen Schweinen, wenn gefüttert wurde. Es war die verstorbene Frau des Besitzers, die zur Strafe dafür, dass sie den Schweinen immer Brot gegeben hatte, nach dem Tode als schwarzes Schwein umgehen musste. Den Spuk hat einmal einer beseitigt, indem er das Schwein in einer Bierflasche fing, die Flasche auf einen Wagen lud und vierspännig aufs Feld fuhr, wo er sie vergrub. Zu solchem Zauber ist aber nur ein Mann befähigt, der noch keine Sünde begangen und dreizehn Schulen studiert hat. (Bericht aus Zinkwitz im Münsterberge Kreise.)

Merkwürdig ist die Geschichte von den „drei Dukdern“.

'S woarn amôl drei Dukder gewâst, die woarn ei a Gosthaus gekumma. Datt fruga se, êb der Herr dô wâr. Dô hoat die Frau gesoat: Nê, a wâr furtgefoahrn. Und dô hotta de Dukder gefroat, êb a nê bâle wiederkâme. Dô hoat se gesoat, dô sellda se halt no êne Stunde wortâ. 'N Stunde hotta ober zu lange getauert. Dô sullde se jitz drei Taller hârbrenga, denn se wullda itze woas zu assa hoan. Und dô hoat's blüss no a kleenes Bissla Geschlinke (Gelünge) dogehoat, und dos hotta se gegassa. Itz woar der Herr hêmgekumma, da hotte jitz o wulln woas zu assa hoan. Itz woarsch doch weggewâst, und dô hoat's doch nischte meh gehoaat ei dam Kaller. Dô woarsche zum Flêscher gerannt. Da hotte groade geschlacht gehoaat. Und dô hoat's wieder a Geschlinke gehoaat, und doas hotte der Herr gegassa. Jitze ginga de drei Dukder furt, dô koame se ei enn Wald. Datte schnied sich dar eene a rechta Orm ob, da andre thoat sich's Harze rausgroabe, und wieder der andre 's rechte Ôge. Dô sein se dann wieder oa enn andern Uort (Ort) geganga, und dô sein se mit dam Harze, Ôge und Orme ei enn Kaller gestiega und hoan's datte hingestallt. Dô woar doas Ôge 'ne Kotze gewâst, 's Harze vu ãm Schweine, und da Orm vu ãm Derhangna, da datt eim Kaller hing. (Bericht aus Zinkwitz im Münsterberger Kreise.)

Die Überlieferung des Gegenstandes scheint in Verwirrung geraten zu sein, aber so viel ist klar, dass die drei Doktoren Spukgestalten oder Zauberer sind.

Sagen vom Alp und der weissen Frau.

(Aus den Kreisen Oels und Trebnitz, aus Tarnowitz und Ratibor.)

Mitgeteilt von Dr. T. Stäsche.

Eine Frau in Schebitz bei Breslau wurde oft von einem Alp gedrückt, besonders wenn sie in Wochen lag. Wenn er sie verlassen hatte, rief sie ihm nach: *Kum hül-der murgn a stikl waich-brôtk zum fristike!* Dann kam auch der Alp und stellte sich am Morgen stumm in den Besenwinkel in der Stube. Der Alp war aber ein Mann aus den Ruxer Häusern.

Auch in Klein-Ellguth bei Oels glaubte man, die Person des Albes dadurch feststellen zu können, dass man ihm zurief: *Hul-der a Klaibrôtl!* So pflegte man auch in Eisdorf, Kr. Namslau, dem Alp etwas zu versprechen¹⁾.

Auch unter der polnischen Bevölkerung Oberschlesiens ist der Alp bekannt. Eine polnische Frau in Ratibor, die vom Alp gedrückt worden war, rief, als sie geweckt wurde, aus: *Przyjdź rano, dam ci chleba z wasłem* = Komm morgen, ich werde dir ein Stück Brot geben. Früh passte sie dann auf, wer zuerst kommen würde. Da kam ein älteres, vermummtes Weib und stellte sich an die Tür, ohne ein Wort zu sprechen. Die Frau erkannte in ihm den Alp und trieb es mit dem Besen fort. Um sich in Zukunft vor dem Alp zu schützen, stellte sie den Besen immer verkehrt an die Tür. Vgl. Mittlg. 3, 26.

Bisweilen erscheint aber der Alp auch in jugendlicher, schöner Gestalt. So sah ihn die Mutter einer Mühnitzer Bauersfrau. Sie erwachte einmal als Mädchen, sie mochte 17 bis 18 Jahre alt sein, und sah den Alp auf dem Hackeklötzel vor dem Kamin. *A sâg ôs wi a mäd'l, de âfne haure hingn bis no de schirzebeüdl unt a hat mit-em helzl ê a glinde kauln rumgeschurt*²⁾. So beschreibt die Mühnitzer Frau den Alp nach den Angaben ihrer Mutter. Das Mädchen weckte nun die Eltern; diese aber glaubten, es habe nur geträumt. Es träumte aber nicht, sondern sah den Alp ganz deutlich. Als der Vater nun die Magd in der anstossenden Kammer

¹⁾ Über den Alp, vgl. auch Heft 1, 46 u. d. Aufsatz I 3 ff., bes. S. 7 ff.

²⁾ = in den glühenden Kohlen herumschürt.

rufen wollte und an das Kammerfenster klopfte, wurde der Alp zu einem schwarz-scheckigem Hunde und hopste zum Kamin hinaus. Vgl. Mittlg. 1, 47.

In Klein-Ellguth lag einmal ein Mädchen im Halbtraume. Da sah es den Alp zum Kammerloch hereinkommen. Er hatte einen hübschen, lockigen Kinderkopf. Das Mädchen packte ihn bei den Haaren und rief: *Vuoter, der ölp!* Der Vater rief: *Mä'dl, lüs-n gën!* Als sie losliess, wurde der Alp wie zu einem Sieb, streckte sich in die Länge und flog summend zum Kammerloch hinaus.

Nach Erzählungen in Klein-Ellguth und in Eisdorf verwandelt sich der Alp auch in einen Strohhalbm und kriecht durch das Schlüsselloch.

Von Schebitz erzählte dieselbe Mühnitzer Frau nach Angabe der 'Mutter Kröse': Deren Schwester war auch ein Alp und drückte einmal einen Pferdeknecht. Dieser fand, als er zur Besinnung kam, *a strôhaiml üf seîner brust* (Strohhälmmchen), nahm es und steckte es an die Wagenachse in das Linloch und drückte den Nagel hinein. Darauf legte er sich wieder schlafen. Am folgenden Morgen stand am Wagen ein junges Mädchen und hatte den kleinen Finger eingequetscht. Das war die Schwester der 'Mutter Kröse'.

Aus Ratibor wird erzählt: Ein junges Mädchen, das sehr hübsch war und viel Verehrer hatte, ging oft auf den Tanzboden. Aber es fiel auf, dass sie von diesem immer vor 12 Uhr in der Nacht verschwand. Einmal aber hielten ihre Verehrer sie fest und liessen sie nicht fort. Als es nun wieder 12 Uhr war, wurde sie ganz starr und leblos. Alle Bemühungen, sie zum Leben zurückzurufen, waren vergeblich. Da kam ein Mäuschen in den Saal gelaufen, lief dem Mädchen über das Gesicht, und nun wurde dieses sofort wieder lebendig und munter. Ähnlich Mittlg. Heft II 107 u. III 26.

In Oberschlesien (Tarnowitz, Ratibor) gelten blaue Lippen als Zeichen, dass die Person ein Alp sei, eine *Mora*, wie es polnisch heisst. Ein anderes Zeichen ist, dass solche Personen leicht und häufig einschlafen, auch wenn sie in der Gesellschaft anderer Menschen sind. So gilt in Tarnowitz eine alte Frau als *Mora*, weil die Hausgenossen sie oft fanden, wie sie auf der Hauschwelle ihres Häuschens eingeschlafen war. Das begegnet ihr

auch oft, wenn sie bei anderen Leuten in deren Wohnung weilte. Sie hat es dann auch immer eilig und sagt: *Musiam isć* = ich muss schon gehen (nämlich drücken). Eine Frau, die mit ihr zusammen in einem Hause wohnte, wurde oft von der Mora gedrückt. Sie wehrte sich mit Erfolg dagegen, indem sie den Besen stets verkehrt an die Tür stellte oder, wie ihre Stieftochter richtig, aber naiv erzählt, sie legte sich auf die rechte Seite, wenn sie von der Mora in der Nacht gedrückt wurde.

Beim alten B. in Schebitz wurde um die Advents- und Fastenzeit vielmals die weisse Frau (cf. Heft III 21) gesehen, aber diejenigen, die sie sahen, durften nicht miteinander reden, sonst verschwand sie sogleich. Der alte B. hatte keine Uhr in der Stube. Einmal schien nun der Mond so hell in der Nacht, dass seine Leute aufstanden; denn sie glaubten, es würde schon Tag. Sie fütterten das Vieh und frühstückten. Da wurde in der katholischen Kirche früh die Morgenglocke geläutet, so spät war es erst. Die Leute blieben am Tische sitzen und unterhielten sich. Eins von ihnen sah zum Fenster hinaus, da ging die weisse Frau gerade um, sie war von grosser Gestalt. Da fing einer an zu reden, und nun verschwand sie. So ist es oft mit ihr geschehen, wenn die Leute zu sprechen anfangen.

Im Garten des alten B. hat es auch öfter blau gebrannt. Dort sollte Geld vergraben sein, aber niemand wollte nachsehen. Vgl. Heft III 41. — Ihn selbst hat es immer in der Nacht nach 10 Uhr beim Kirchhof 'geschmissen', daher ist er dort auch nicht mehr allein gegangen. Sein Bruder sah bei Schweinern (Weidenhof) an der Kiesgrube in der Nacht immer Soldaten exerzieren oder auch einen Reiter ohne Kopf.

Die Gräber der Wöchnerinnen.

Von Dr. Max Hippe.

Zu den wenig bekannten, uns heute nur schwer verständlichen kirchlichen Gebräuchen früherer Zeiten gehört die merkwürdige Sitte, Frauen, die im Kindbett gestorben waren, nicht neben die anderen Toten des Friedhofs, sondern an abgelegener, von den übrigen Gräbern streng geschiedener Stelle zu beerdigen. Die be-

klagenswerten Frauen, denen die Geburt ihres Kindes das Leben kostete — und wie zahlreich mögen diese Fälle in den Zeiten mangelnder hygienischer Einsicht gewesen sein! — mussten es sich gefallen lassen, nach dem Tode etwa den Verbrechern und Selbstmördern gleichgestellt zu werden, die man von der Gemeinschaft der übrigen Toten gleichfalls auszuschliessen und in einem verlorenen Winkel des Kirchhofs zu bestatten pflegte. Der Brauch erscheint uns heute brutal und aller Menschlichkeit spottend; dennoch ist er sicher jahrhundertlang in Übung gewesen. Er beruht offenbar auf der Vorstellung, dass Frauen innerhalb der Sechswochen nach der Niederkunft unrein seien, und dass noch nach dem Tode ihr Körper Gefahr und Unheil, z. B. durch Erzeugung schlimmer Krankheiten, bringen könne. Wie weit in der Bestattungsfrage der Gedanke, dass einer verstorbenen Wöchnerin die kirchliche Einsegnung fehlte, mitgewirkt hat, lässt sich nicht entscheiden. Sicher ist nur, dass eine Wöchnerin überhaupt, solange sie noch nicht kirchlich eingesegnet ist, nach volkstümlicher Anschauung leicht ihrer Umgebung Schaden zufügt, und dass bei unvorsichtigem Verhalten mancherlei böse Geister Macht über sie gewinnen können. In Liebau glaubt man, dass, wenn eine Wöchnerin vor dem Kirchgange unter ein fremdes Dach trete, das Haus abbrenne; in Hirschberg wehrt man sich mit dem Besen gegen ihren Besuch; in Jauer darf sie vor der Einsegnung kein Wasser aus dem Brunnen holen, sonst wird er unrein oder trocknet aus. Dass die Frau in den Sechswochen sich sehr sorgsam gegen Hexen, Gespenster, Graumännel usw. schützen müsse, ist mehrfach belegter Volksglaube. (Drechsler, Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien I 204 f.)

So wird es erklärlich, dass man auch die tote Wöchnerin mit abergläubischer Scheu betrachtete, und dass man mit ihr auch auf dem Gottesacker womöglich keine Gemeinschaft haben mochte. Drechsler hat (a. a. O. S. 307) hierzu bereits aus einer Breslauer Kirchen- und Schulordnung vom Jahre 1528 die wichtige Stelle nachgewiesen, in der es heisst: „Es sollen auch die Todtengreber, wo sie eine Sechswecherin begraben wollen, eyn fleissig auffmerken haben, domit sie nicht graben am wege, do man pflegt zu gehen oder viel zu schaffen hot, sondern yndert an eynem winckel, oder an der Mauer, do man am wenigsten zu thun hott“. Es ist selbstverständlich, dass der Brauch selbst, der hier durch eine be-

hördliche Anordnung gewissermassen gesetzlich festgelegt wird, damals bereits in dauernder Übung gewesen sein muss. Aus Niebusch, einem Dorfe bei Grünberg, erzählt Th. F. Tiede in seinen Merkwürdigkeiten Schlesiens (Reichenbach 1804 S. 127): „Hier war es noch im Jahre 1790 gebräuchlich, dass die Leichen der Wöchnerinnen, wie anderswo die Selbstentleibten, nicht auf dem Kirchhof, sondern dicht an der Mauer des Gottes-Ackers begraben wurden. Der Grund eines so abgesonderten Begräbnissplatzes zeugt von dem crassesten, hier herrschenden Aberglauben. Man behauptet nemlich, dass alle Frauenzimmer zwischen 15 und 49 Jahren zu einer gewissen Zeit im Monathe theuer dafür büssen müssten, wenn sie zufälligerweise über den Grabhügel einer im Wochenbette gestorbenen Frau wegschritten“ (Drechsler a. a. O. 306). Neben diesen Zeugnissen gewinnt nun ein Breslauer Aktenstück¹⁾ aus dem Jahre 1713 besonderes Interesse, welches zeigt, dass die Unsitte noch zu jener Zeit in Breslau, und zwar in den evangelischen Kirchgemeinden, in Blüte stand, dass aber auch andererseits die Behörde sich veranlasst fühlte, gegen den Missbrauch einzuschreiten. Am 25. April 1713 verhandelte das Breslauer Stadtkonsistorium über die Frage, ob man auch weiterhin noch die verstorbenen Wöchnerinnen in „gewisse Gegitter“ begraben solle. Der Referent, ein Rechtsgelehrter und offenbar freidenkender Mann, trat mit Nachdruck für die Beseitigung der alten Unsitte ein. Er führte aus: Wie man früher keine Schwangere begraben durfte, ehe ihr die Frucht ausgeschnitten war, so habe man sich auch über die Wahl des Bestattungsortes solcher Wöchnerinnen, die vor der sogenannten Reinigung verstorben waren, vielfach den Kopf zerbrochen, und man sei auf den Gedanken gekommen, dass die Wöchnerinnen ausserhalb der Kirche (dem früher allgemein üblichen Ort der Beerdigung) zu bestatten und ihre Gräber in besondere Gegitter (d. h. wohl Gitterzäune) einzuschliessen seien, um nicht andere Leute durch die Ansteckungstoffe, von denen die Leiber der Wöchnerinnen voll wären, in Gefahr zu bringen. Aber die vermeintliche Unreinigkeit dieser armen Frauen bestehe doch in einem puren Nichts. Ältere und neuere Rechtslehrer hätten die allen

¹⁾ Ich verdanke den Hinweis auf dasselbe einem Aufsätze Konrads über den bekannten Breslauer Theologen Caspar Neumann im Korrespondenzblatt des Ver. f. Gesch. d. evang. Kirche Schlesiens VII (1900) S. 72.

einwandfreien Toten gewährte Form der Bestattung in der Kirche oder auf dem Kirchhofe auch den Kindbetterinnen zugesprochen, und auch die Furcht vor Ansteckung sei unbegründet, wenn man erwäge, dass selbst an schweren Seuchen verendete Tiere ohne üble Folgen an Wege und Strassen begraben werden, und dass jene Wöchnerinnen, die zu Lebzeiten nicht einmal ihre Wärterinnen infiziert hätten, schwerlich nach der Beerdigung noch irgend jemandem durch Ansteckung Schaden zufügen könnten. Man solle also die Frauen, die sich durch das Kindergebären ein offenes Verdienst erwürben, nicht durch ein unehrenhaftes Begräbnis strafen.

Das Konsistorium konnte sich diesen Gründen nicht verschliessen. Es hatte zwar nicht den Mut, die alte Unsitte ein für alle Mal energisch zu verbieten, ein Beweis, wie festgewurzelt sie sein musste; aber es beschloss wenigstens, es solle einem jeden, der vorher die Bitte ausspreche, gestattet sein, die Wöchnerin auch anderswohin als in die „Stacketter“ zu begraben.

Der Rat der Stadt Breslau, vor welchem die Sache am folgenden Tage, den 26. April 1713, zur Verhandlung kam, erteilte diesem Konsistorialbeschluss seine Genehmigung. Der sonderbare Missbrauch war damit für Breslau also nicht beseitigt; aber es war doch der Anfang zu seinem Ende gemacht.

Das merkwürdige Aktenstück, dessen geschraubter Kanzleistil uns heute nicht mehr ganz leicht verständlich ist, lautet mit wenigen Kürzungen folgendermassen.

Auf die Frage, ob die verstorbenen Kindbetterinnen mit Recht in gewisse Gegitter zu begraben?

R[espondetur] Negative.

Es ist . . . bekannt, dass man de Jure romano antiquo die Todten alle insgesamt ausser der Stadt begraben müssen, Und da man darvon abgewichen und die Leuthe in den Städten in die Clöster zu begraben angefangen, hat die Welt auss Religiosität . . . expresse verbothen, dass kein Weib in einem Männlichen und kein Mann in einem Weiblichen Closter hat dörffen begraben werden. Alss aber solcher Lex prohibitiva abgeschaffet worden per non usum, . . . Ist nichts destoweniger Lex Regia . . . quae negat Mulierem Praegnantem humari, anteqvam Partus ei excidatur, so wohl insoweit mit Recht, alss auch in Ansehung derer Weiber, so zwar gebohren, aber post

Partum intra Terminum Purificationis sic dictae, sc. binnen dehnen 6 Wochen, gestorben, was den Orth anbelanget, wo solche hinzu begraben, Vieles Nachdencken ausser dem veruhrsachet. Und sind viele, obschon die Unreinigkeit derer Weiber in einem puren nichts bestehet, wie der H. Waldschmiedt in seinen Dissertationibus Epistolicis (Frankfurt 1689) Epist. 3 p. 96 auf die Gedanken kommen, dass die Sechswöchnerinnen ausserhalb der Kirchen zu begraben und ihre Gräber in gewisse Gegitter eingeschlossen werden sollten . . . auss der angegebenen Ursache, dass nicht andere Leuthe möchten angestecket werden durch die faule Säure, mit welchen die Leiber der Kindbetterinnen angefüllet wären, und daher Krankheiten könnten veruhrsachet werden.

Hiervon nun zu sagen was rechtens. So ist nicht zu läugnen, dass wenig Authores vorhanden, so de hoc Argumento ex Voto geschrieben, Wie der H. Waldschmidt solches loco citato p. 97 selbst gestehet, dann dass das Jus non scriptum an ein und andern Orthen, wie auch zu Bresslau, solche Leichen von der Gemeinschaft anderer auss Kirchen und Kirchhöffen excludiret. Nachdem aber die Kirchhöfe ad Instar Ecclesiae zu judiciren . . ., so ist, wann wir die Jura rationabilia scripta ansehen, von Beyden Wohl zu sagen: Dass die Kindbetterinnen dahin zu begraben. Immassen Durandus in Rationali Divinorum officiorum¹⁾ . . ., Auss welchem doch die meisten Legem hanc prohibitivam behaupten wollen, Endlich selbst concludiret, quod licite ejusmodi Mulier in Ecclesiam feratur, und Brunnemann in Jure Ecclesiastico (Frankfurt a. O. 1681) oder vielmehr Stryckius in notis ad eundem . . . saget expresse, dass diese Prohibition Sponte sua hinfilte [!]. Bey welchen Umständen zu sehen: quod lege scripta expressa die Sepultura unter andern ehrlichen Leuthen denen Puerperis nirgends denegiret, dann heisset das Besorgnüss, dass andere lebendige von der Evaporation dergleichen Gräber verwahrloset werden sollten, auch nichts. Denn es hat die tägliche Erfahrung biess hieher gewiesen, dass man sogar die Peste inficirte Cadavera der Thiere an die Wege und strassen ohne gefahr begraben,

¹⁾ Schon im 15. Jahrhundert und seitdem vielfach wieder gedruckt.

und darauss keine inficirenden Kranckheiten entstanden, multo minus von dergleichen Weibern, dehrer leiber Säure, weil Sie im Leben ihre Wärterinnen nicht inficiret, wohl nach dem tode durch ein auf $\frac{6}{4}$ — $\frac{7}{4}$ der Erden gefülltes Grab auf den Kirchhöfen, am wenigsten in den Kirchen durch die Steine, jemanden inficieren werden. Folglich denen guten Personen ihr Meritum des Kinder Gebährens in kein Odium einer verkleinerl. Sepultur zu detorquiren.

Die 25. April 1713. Conclusum in Consistorio:

Es solle zwar die alte observantz, die Sechswöcherinnen in die Stacketter zu begraben, nicht gäntzl. auf einmahl aufgehoben seyn, jedoch einem jeden, Wer der auch sey, praevia Imploratione gratificiret werden, die Puerperas Anders Wohin zu begraben.

Relatum et Approbatum in Pleno (scil. Senatus), den 26. April 1713¹⁾.

Es wäre von grossem Interesse zu erfahren, ob auch an andern Orten Spuren für das einstige Vorhandensein des Brauches, etwa aus alten Stadt- und Kirchenbüchern, nachweisbar sind.

Zur Volkskunde aus dem Goldberg-Haynauer Kreise.

Von Dr. J. Klapper.

1. Bräuche im häuslichen Leben.

Was Sonnabends begonnen wird, gelingt nicht.

In der Silvesternacht darf nichts zerbrechen, sonst stirbt jemand im Hause im Laufe des folgenden Jahres. Wäsche darf nicht ins neue Jahr hinüber hängen bleiben.

Die Braut darf nicht mit einem Schimmel in die Kirche fahren, das gibt Unglück. Sie darf nicht beim offenen Grabe getraut

¹⁾ Das Aktenstück steht in einem Handschriftenbände des Breslauer Stadtarchivs (P. 9 fol. 367 ff.), der unter dem Titel „Acta ecclesiastica 1658—1716“ die Verhandlungen des Stadtkonsistoriums in den genannten Jahren umfasst.

werden, d. h. im Kirchdorfe darf kein offenes Grab sein. Gewitter während der Trauung bringt Unglück. Das erste, was für die Braut ins Haus kommt, muss Salz und Brot sein. Wenn der Bräutigam im Schuh während der Trauung einen Groschen mit dem Gesicht nach unten trägt, kann ihm die Frau nie etwas anhaben.

Den kleinen Kindern hängt man einen Pfennig um, da bekommen sie leicht Zähne und werden nicht von Krämpfen befallen. Wenn die Wäsche der Neugeborenen in den Wind gehängt wird, schreit das Kind zu viel.

Wenn jemand stirbt, lässt man die Uhr stehen und verhängt den Spiegel. (Aus Hainwald.)

2. Bräuche der Bauern.

Kartoffeln bei abnehmendem Monde gesteckt, taugen nichts.

Wenn die Kuh gekalbt hat, ist die erste Milch kreuzweise im Stalle auszugießen, dann wird die Kuh nicht krank.

Wenn sich Zigeuner im Gehöfte zeigen und das Vieh verhexen wollen, wirft man einen Besen hinter ihnen her, dann können sie dem Vieh nichts anhaben; jedes Zigeunerweib verlässt da sofort den Hof. Dieses Mittel, Zigeuner los zu werden, ist vom Haynwalder Förster mit Erfolg angewandt worden, wie er mir erzählte. Im Dorf Hermsdorf bei Goldberg hörte ich vom Gutsinspektor, dass dort die Leute Besen übereinander kreuzen, wenn sie die Zigeuner zum Verlassen des Gehöftes zwingen wollen.

Ein Mittel, die bösesten Hunde an sich zu gewöhnen, ist folgendes: Man kaut drei Bissen Brot und gibt sie mit drei Haaren (aus dem Geschäfte) dem Hunde zu fressen; der Hund bleibt dem Betreffenden immer zahm. (Erzählt von dem 34 jährigen Dominialarbeiter Lienig aus Goldberg.)

Von einer Hexe erzählte der 35 jährige Wirt Göbel des Hermsdorfer Kretschams folgendes: Unser Vieh war verhext; je mehr der Vater die Kühe fütterte, desto verdorrter wurden sie, und am Morgen schwitzten sie Jauche. Der Vater holte den Hexenmeister aus Goldberg; der hat gekocht und gebraten die Nächte hindurch bis früh. Am dritten Tage sagte er: „Nun sieh in den Spiegel. Kennst du die? Die ist aus der 84. (Hausnummer). Die kommt morgen und will sich etwas borgen“. Am Morgen kam sie und wollte einen Strick geborgt haben; aber man gab ihn ihr nicht. Dann fragte der Hexenmeister den Vater: „Was willst du, soll sie

verblinden oder soll in ihrem Hause Krankheit ausbrechen?“ Der Vater wünschte ihr Krankheit, und der Mann der Hexe lag von da an fünf Jahre krank. Das war, als der Erzähler acht Jahre alt war. Wenn die anderen in die Christnacht gingen, sass die Hexe vor der Tür auf der Bank und betete zum Monde.

3. Ein Kinderspiel: Kaiser Karolius.

Knaben stellen sich in zwei Ketten einander gegenüber. Die eine Partei ruft: Kaiser Karolius, schicke einen Mann oder komme selbst. Da läuft einer der Gegenpartei herüber und sucht die Kette zu durchbrechen. (Pilgramsdorf.)

4. Versprechen und Waffensegen.

Der 70 jährige Arbeiter Hahnel aus Goldberg erzählte, dass er einen Hühnerkamm auf dem Daumen hatte. Da erhielt er den Rat, bei abnehmendem Monde mit einem Linden- oder Pappelhölzchen über den Hühnerkamm das Kreuz zu machen im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes und das Hölzchen dann unter die Traufe zu vergraben. Er tat es, und der Hühnerkamm ging weg.

Der Kretschamwirt in Hermsdorf gibt folgendes Mittel an gegen Hühnerwurzeln: Man macht bei zunehmendem Monde mit einem gefundenen Hufnagel dreimal das Kreuz über die Hühnerwurzel und geht dann schlafen, ohne ein Wort zu sprechen.

Der oben genannte Lienig erzählt, dass in Rosenau bei Liegnitz vor 25 Jahren Leute bei einem Brande um das Feuer geritten sind, um es zu versprechen. Aber sie mussten sehen, dass sie über die Grenze kamen, sonst hätte sie das Feuer gefressen.

Der Krieger Hübner aus Hockenu hat 1864, 66 und 70 mitgekämpft; er erzählt, er sei deswegen aller Gefahr entronnen, weil er eine Münze um den Hals getragen und alle Morgen gebetet habe:

Herr Gott Vater über mir,
Herr Gott Sohn vor mir,
Herr Gott Heiliger Geist hinter mir:
Wer über diese drei, der schade mir.

Dazu mussten drei Kreuze geschlagen werden.

Der 60 jährige Ernst Hoffmann aus Rotkirch erzählt, ein Bekannter habe in einem Täschchen einen Schutzbrief getragen; auf diesem habe gestanden: Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes

und des Heiligen Geistes sollen stille stehen alle Gewehre und Waffen. Dieser Brief sei von dem eines Kriegers von 1864 abgeschrieben und 1866 und 1870 viel benutzt worden. Die Mutter habe dem jungen Soldaten den Schutzbrief gebracht, als er auszog, und ihn inständig gebeten, er möchte doch daran glauben, sonst nütze er nichts.

5. Gespensterglauben.

Der Förster aus Hainwald erzählt: An dem Orte, wo die Gemeinden Pilgramsdorf, Harpersdorf und Hainwald zusammenstossen, standen bis vor kurzem vier Fichten, zwei davon stehen noch. Die eine war sehr schwach, daher gab er einem alten Manne den Auftrag, sie zu schlagen. Der aber weigerte sich beständig und sagte, wenn er das tun würde, fände er im Grabe keine Ruhe. Dorthin wäre der Mühlherr aus Goldberg verbannt.

Ein anderer alter Mann erzählte dem Förster, in Harpersdorf käme in der Nacht um 12 Uhr ein grosser schwarzer Hund, der die Leute nicht vorbei liesse.

Der Pilgramsdorfer Schulknabe Giersch erzählte, dass am Steinberge bei Pilgramsdorf um die zwölfte Stunde, auch in der Nacht, der Graurock kommt. Er gibt Ohrfeigen und verführt die Kinder. Einmal hat er einer Frau eine Ohrfeige gegeben, die hatte davon ganz weisse Backen. Als sie nach Hause kam, hat sie es erzählt, und in drei Tagen war sie gestorben. Der Graurock war früher ein ganz böser Mensch gewesen.

Derselbe Knabe erzählt: Auf dem Münichbusch bei Adelsdorf hat es früher einen Münich gehabt, und wenn die Leute auf den Wiesen mähen waren, hat er die Kleider auf die Bäume verschleppt; jetzt kommt er nicht mehr.

Die Grossmutter dieses Knaben hat in Leisersdorf eine schwarze Katze gesehen; die ist vor ihr her gerannt, und da hat die Grossmutter gefragt: „Mienel, was willst du denn?“ Da hat die Katze lichterloh gebrannt und hat die Grossmutter nach Hause begleitet. Die hat sich bei der Miene dafür schön bedankt; da ist die Katze fortgelaufen, und die Grossmutter ist ein paar Minuten ganz grau gewesen; dann war's wieder weg.

6. Alter Brauch.

An der Chaussee zwischen Hainwald und Neuwiese ist ein Platz, der Seifensieder heisst. Dort stand bis vor 15 Jahren ein

Kreuz, das alljährlich von Wanderern geschmückt wurde. An der Stelle soll ein Seifensieder aus Breslau erstochen worden sein.

7. Sprichwort.

Vor Tumhet gibt's ke Mittl,
Wie an hibscha Knittl. (Goldberg.)

Diese Aufzeichnungen machte ich diesen Herbst in einigen Dörfern des Goldberg-Haynauer Kreises. Vielleicht enthalten sie einiges bisher Unbekannte.

Lock- und Scheuchnamen für Haustiere.

Von Philo vom Walde.

Die Tierschutzvereine, soweit sie nicht übertriebene Gefühlsverweichlichung grossziehen, haben auf dem Lande ihre Aufgabe verfehlt. Es gibt da wenig oder gar nichts für sie zu tun. Wie freundschaftlich und wie dankbar der Bauer zu seinem Vieh steht, ist fast sprichwörtlich geworden. Ein Stück Vieh gilt ihm mehr — unter Umständen — als ein Mensch. Erst das Vieh, dann die Leute! Dies ist eine überall geübte Lebensregel von alters her. Wird ein grösseres Stück Vieh krank, so gerät das ganze Haus in Aufregung. Allerlei Hausmittel und Besprechungsformeln kommen in Anwendung, und der Tierarzt ist oft in der nächsten Stunde zur Stelle. Bei der Erkrankung eines Menschen hat es keine solche Eile. Das überlässt man vielfach der Naturkraft des Körpers und dem lieben Hergott.

Auch gegen die bösen Geister weiss man das Vieh zu schützen. Kommt ein neues Tier in den Stall, so wird dieser zuvor stets mit Weihwasser eingesprenzt, das Tier beim Eingang ebenfalls; ausserdem giesst man ihm Weihwasser ins erste Futter (Zusaufen). An jedem heiligen Abend geht der Hausherr oder die Hausfrau von Stall zu Stall und weilt mit solchem Wasser alle Wände ein. Früher geschah es auch, dass in der Walpurgisnacht alle Fenster und Stalltüren mit sogenannten „Hexenrütteln“ (jungem Lärchenspross) besteckt wurden zum Schutze gegen Spuk und Zauberei. Wer als Gast in einen Stall geführt wird, um sich den Viehbestand anzusehn, darf nie vergessen zu sagen: „Viel Glück“ oder „Na,

Got verleihe Gelücke“ — sonst würde er's beim Gastgeber sehr „verschütten“.

Also das Vieh ist beim Bauer ganz gut aufgehoben. Es hat seine Ordnung und Pflege — und wenn auch die Bäuerin der fetten Martinsgans mit Gemütsruhe den Kragen rundrehn kann, und wenn auch auf dem Hofe und Felde mehr Fluchworte fallen als Pfennige in den Klingelbeutel: so wollen wir das Landvolk doch keiner grösseren Roheit bezichtigen als die der Tierschützerinnen ist.

Um die Tiere herbeizulocken oder davonzujagen, hat man in Schlesien die verschiedensten Ausdrücke¹⁾, und immer ist es der eigenartige melodiöse Ton, der dem Tiere wohl- oder wehetun soll, um ihm so auf dem Wege einer Willensübertragung den nötigen Befehl zu erteilen. Fangen wir beim Geflügel an.

Gänse lockt man, je nach der Gegend, mit: „*Wullwullwull*“, „*Willwillwill*“, „*Willawilla willwillwill*“, „*Pillpillpill pill pill pill!*“ Man verschucht sie mit: „*Hutsch! Hutsch weg! Hutsch nei! Hutsch naus!*“

Enten ruft man mit: „*Watsch watsch watsch, gatsch gatsch gatsch, gatschla, gatschlu gatsch, gatsch*“.

Hühner werden gelockt mit: „*Puttputtputtputt, tschiep tschiep, tschiepla tchiep*“. Zum Verjagen hat man ein abgebrochen kurzes, kräftiges: „*Scho! Schooh weg, schooh nei, schooh naus!*“

Tauben sucht man heranzuziehen durch: „*Tiesla ties ties!*“

Für das Pferd hat man keinen Kosenamen. Dagegen ruft man das Fohlen mit dem Namen: „*Hans, Hans, Hans!*“

Die Kühe sind beim Ein- und Austrieb²⁾ vielfach etwas temperamentvoll und können leicht ein Bein brechen. Um ihnen Ruhe und Vorsicht zu suggerieren, ruft man unausgesetzt: „*Ho, ho, ho!*“ „*Ho-a-ho-a-ho!*“ „*Horei, horei, Shecke, horei!*“ „*Lolololololo, Striemer, lolo!*“ „*Horeareareare!*“ Befehl zum Fressen im Freien: „*Weda weda weda, Blesse, weda weda!*“ Beim Zuschadengehn: „*Giehst de rim! Wart, ich war d'r!*“

Kälbchen ruft man mit: „*Mutzla, mutz mutz!*“

Ziegen lockt man mit: „*Hiebla, hieb hieb*“ und jagt sie davon mit: „*Zickzickzick!*“

¹⁾ Man vergleiche die Angaben von Patschovsky aus dem Liebauer Tal, Mitt. IV S. 21, und die von L. K. aus dem Wölfelsgrund VIII S. 55.

²⁾ Man vergleiche die Angaben von Siebs, Mitt. XII S. 97 ff.

Schafe gewinnt man für sich durch: „*Hammerla, hamm hamm!*“

Das Schwein, ob gross oder klein, steht im Tierlexikon des schlesischen Bauern eingetragen unter: „*Nuschla, nusch nusch!*“ „*Nuscherla nusch nusch!*“

Wir hätten nur noch den Hund und die Katze zu erwähnen, die sich bekanntlich nie zusammen vertragen.

Der allerschlesischeste Hundename ist wohl Ammi. Und da heisst es denn: „*Ammi, dädü!*“ „*Ammi, such such such!*“

Soll die Katze den Schweiflich kuhwarme Milch aus der Gelte lappern kommen, so schreit die Frau im ganzen Hause herum: „*Kitschla, kitsch kitsch!*“ Man braucht dabei durchaus nicht an gewisse Leistungen der modernen Malerei zu denken! Und hat man den naschhaften Kater im Klöselröhr über der Bratwurst ertappt, so läuft man ihm wütend nach mit einem: „*Küätz! Wart, du schwarzer Satan du!*“

Amtliches aus dem 18. Jahrhundert.

Von Oberlehrer P. Dittrich.

1. Die Schäfer werden für ehrlich erklärt. 1717.

Wahrscheinlich waren die Schäfer deshalb, weil sie kreperten Schafen die Haut abzogen, also aus ähnlichem Grunde wie die Abdecker, unehrlich. Sie taten sich zusammen und suchten nun ein kaiserliches Diplom nach, wodurch sie für eine ehrliche Handwerkszunft und Innung erklärt wurden. Dies ward vom Oberamte in ganz Schlesien bekannt gemacht. Als Hauptzunftörter wurden ihnen Breslau und Troppau zugewiesen. Sie erhielten auch ein ausgezeichnetes doppeltes Handwerkssiegel: das grössere stellt den guten Hirten auf einem grünen Hügel dar, mit schwarzem Hut, von Strahlenschimmer umflossen, mit blau-rotem Rock, rotem wallenden Mantel, ein Lamm auf der Schulter tragend, eine Hirtentasche an der linken Seite und einen Hirtenstab in der Linken haltend. Die Schafmeister erhielten noch ein kleineres Siegel, darstellend einen auf einem Hügel eingepflanzten Hirtenstab, der von 12 Schafen umgeben ist. Das grössere wird nur als Fahnenstück bei feierlichen Prozessionen gebraucht.

¹⁾ Die denkwürdigen Jahrestage Schlesiens S. 290.

2. Abschaffung des Saatreitens. 1786.

In verschiedenen Dörfern des Fürstentums Neisse-Grottkau versammelten sich ehemals am Ostersonntag nach dem Frühgottesdienste Knechte und Jungen vor der Kirche. Sie gingen in Prozession in das Gotteshaus und verliessen es nach Absingung eines Liedes ebenso unter dem Geläut der Glocken. Alsdann umritten sie mit Kirchenfahnen und Glocken unter Führung des Scholzen und Gerichts die Saatzfelder, wobei sie Lieder sangen, um Unglück von den Saaten abzuwenden.

Dieser uralte Gebrauch war in ein Wettrennen und in eine Trinklustbarkeit ausgeartet. Schon geraume Zeit vorher stahlen die Knechte ihren Herrn Futter, um die Pferde mutiger zu machen. Am Tage des Ritts versammelten sie sich im Kretscham, zogen angetrunken in die Kirche und brüllten ein Lied. So wie sie aufs Feld kamen, suchte jeder die Saat zuerst zu umreiten, sie drängten einander und zertraten die Saat. Hierauf ritten sie in die Nachbardörfer, zuerst zum Wirtshaus, dann nach der Kirche und den Feldern und schliesslich zum Pfarrer, der ihnen Bier geben musste. Endlich jagten sie betrunken nach dem Heimatdorfe zurück und richteten dabei manches Pferd oder gar sich selbst zugrunde. Daher stellten die Landstände bei der Kgl. Kammer einen Antrag auf Abstellung des Unfugs, die auch am 31. August 1786 erfolgte.

Schlesische Flurnamen.

Von Dr. Th. Siebs.

Höchst wichtig sind für die Volkskunde die Flurnamen. Sie bieten grosses Interesse für den Sprachforscher, weil in ihnen oft Worte enthalten sind, deren appellativer Gebrauch ausgestorben ist; für die Stammeskunde sind sie bisweilen von grosser Bedeutung, weil die Besiedler eines Landes zumeist die Geländenamen aus der alten Heimat auf die neue übertragen haben, und weil sich darum durch Vergleichung der Flurnamen anderer Gegenden bisweilen ein Schluss auf die Herkunft der Siedler ziehen lässt. In schlesischen Gegenden sind die Flurnamen meist nicht leicht zu sammeln, weil sie gewöhnlich nicht in die Mutterrollen und Kataster eingetragen sind; aber auch, wenn das der Fall ist,

erscheinen hier sehr oft unverstandene verstümmelte Formen, und es ist wünschenswert, dass die richtige Gestalt durch Nachfrage bei den Leuten des Ortes ermittelt wird. In Seidorf und Umgebung habe ich folgende Namen gesammelt¹⁾:

Hëdatilke (der erste Bestandteil ist unser Heiden-, der zweite ist eine Verkleinerung des Wortes Tülle, das etwa Einschnitt oder Einfriedigung bedeuten kann); *Hexatreppe* (Hexentreppe), *Ëlisakippe* (auf dem E der ersten Silbe liegt der Hauptton; man spricht auch vom *Ëlis pauer*; *kippe* meint eine Bergkuppe), *Stënkommër* (Steinkammer); *di Wisliche* heisst ein Berg (*wislich* ist bekanntlich sonst ein Vogelname, z. B. *rütwislich*), und darnach *Wislichläne* (Wislichlehne); *kåla bark* (kahle Berg), *Klunkerbark*, *Kräerbark*, *Finkahård* (Finkenherd), *Wîmpark* = *Windbark* (Windberg), *Stîrnabark*, *Bauerschbark*, *di åle Bråtschnaide* (die alte Brettschneide, Sägemühle), *Lôchmîle* (Lochmühle), *Lâmîle* (Lohmühle), *Gårtnerbark* (Gärtnerberg), *di Trånke* (die Trånke), *di Schaibe* (Scheibe), *dar Hellagråba* (Hellgraben), *Klopperstën* (Klapperstein), *Schûl-lôch*, *Stangabark* (Stangenberg, bei der Heinrichsburg), *Nitscha gutte* (der erste Teil *Nitschen-* ist Genitiv des Eigennamens), *Lågerplån* (Lagerplan), *Huppagrunt*, *Suldåtalôch*, *di Honfen* (*åf der Honfen*, ein Bergname), *Tôbakfichte* (Tabakfichte, jetzt verschwunden), *bai a Fibichhoisan* (bei den Viehweghäusern), *Laiserhoiser* (Leiserhäuser), *Langa-Jirja-hibel* (Langejürgenhübel), *Tannicht* (das Tannicht), *Frauaštëne* (Frauensteine), *Lîbichslôch*, *Bûckerhåan* (Bäckerhain), *Håanbark* (Hainberg), *Motskabark*, *Sekshoiser* (Sechshäuser), *ai der Glaufent* (Glausnitz), *Nunnateich* (Nonnenteich), *Noiateich* (Neuenteich), *Roschkahoiser* (Raschkenhäuser), *Gådu-bûrnhoiser* (Gutenbrunnhäuser, bei der Annakapelle), *Saiberschau* (Seyfershau), *Hindërf* (Hindorf).

Anschliessend hieran seien einige Namen benachbarter Ortschaften genannt: *Ôa(r)nstrf* (Arnsdorf; das letzte Glied wird meist mit silbischem *r* gesprochen, bisweilen hört man auch *-durf* und *druf*), *Å(r)tendrf* (*-durf*, Erdmannsdorf), *Mertstrf* (Märzdorf), *Pitschdrf* (Petersdorf), *Hernsdrf* (Hermsdorf); *ich gi åf a krumma hibël* (ich gehe nach Krummhübel; also der Name wird noch als Appellativ gefühlt, und er lehrt, wie Ortsnamen aus Flurnamen

¹⁾ Mit *ä* ist der lange offene o-Laut bezeichnet, ähnlich wie er im Englischen (water) gesprochen wird; *sch* ist zumeist durch *š* dargestellt, stimmhaftes (weiches) *s* durch *f*; *ˆ* bezeichnet langen Vokal. Die phonetische Schreibung ist absichtlich nicht konsequent angewandt.

entstehen können); *Brickenbark* (Brückenberg), *Štòunsdrf* (Stonsdorf), *Agnètendûrf* (Agnetendorf; hier -*dûrf*, weil ein starker Nebenton auf der Silbe liegt), *Bûschhoiser* (Buschhäuser = Kiesewald), *Hóan* (Hain), *Băberhoiser* (Baberhäuser), *Soidrf* (Seidorf), *Brüdelbark* (bei Stonsdorf), *Hûchstén* (der Hochstein im Isergebirge), *Sălbark* (Saalberg), *Kwess-faifa* (Querseiffen), *Šmidebark* (Schmiedeburg), *Bûchelt* (Buchwald), *Sêdrich* (Södrich), *Fischboch* (Fischbach), *Bandrf* (Berndorf), *ai Hûwîse* (in Hohewiese), *Šilde* (Schildau), *Echbark* (Eichberg), *Mîwâl* (Maiwaldau), *Kêferschwâl* (Kaiserswaldau), *Gôtschdrf* (Gotschdorf), *Kûnerschdûrf* (Kunnersdorf), *Hêrschdrf* (Herischdorf), *Wéanerschdûrf* (Wernersdorf), *Fû(r)tsdrf* (Vogtsdorf); *ich gi ûf a Kînost* (ich gehe auf den Kynast); *Saierschdûrf* (Seifersdorf), *Šténfaifa* (Steinseiffen), *Kuschârfa* (Görisseiffen), *Schmutfaifa*, *Flachfaifa* usw., *Girschtrf* (Giersdorf), *Schraiberhau* (Schreiberhau), *ich gi ai's Uórmvád* (ich gehe nach Warmbrunn, eigentlich: ins Warmbad), *Rains* (Reibnitz), *Kāms* (Kemnitz), *Rûrlîch* (Rohrlach), *Bôbrštén* (Boberstein), *Štrâups* (Straupitz), *Omsbark* (Arnsberg); für „Hirschberg“ sagt man nur *ich gi ai de štât*.

Es wäre sehr dankenswert, wenn uns Flurnamen aus allen Gegenden Schlesiens in reicher Menge für unsere Sammlungen und Forschungen mitgeteilt würden.

Anfragen.

I. Im letzten Hefte der Mitteilungen (XII S. 67) erwähnte ich das Erblinden neugieriger Zuschauer und führte in einer Anmerkung einige Belege für diese weitverbreitete Volksanschauung an. Sollte sich nicht auch die bekannte Redensart: „ein Auge riskieren“ darauf zurückführen lassen? Im Grimmschen Wörterbuche fehlt sie unter „Auge“; in Wanders deutschem Sprichwörterlexikon findet sie sich (unter „Auge“ Nr. 353) in der Form „een Oge dran wagen“ ohne Erklärung verzeichnet. Aus dem Würfelspiel, woher sonst manche Redensart von den „Augen“ stammt, vermag ich sie ebensowenig abzuleiten, wie aus den deutschen Rechtsaltertümern, auf die als Quelle man vielleicht verfallen könnte. L. Günther: „Die Rechtsaltertümer in unserer heutigen deutschen Sprache“ (1903) führt sie jedenfalls nicht an. Gombert in Breslau und Kluge in Freiburg um Rat gefragt, konnten auch nicht helfen. Die bekannte Erzählung von der durch den Boden über dem Schulzimmer durchbrechenden und mit halbem Leibe stecken bleibenden Lehrerin oder Lehrersfrau und der dem lüsternen Bengel dabei in den Mund gelegten Redensart ist natürlich nur eine nachträglich zur Erklärung erfundene, scherzhafte

Anekdote, aber keine wirkliche Deutung. Sollte der oben angegebene Weg der Erklärung nicht vielleicht doch richtig sein? Wer hilft weiter? Dr. Olbrich.

Vielleicht tut Dr. Olbrich doch gut, wenn er auf die Rechtsaltertümer als Quelle hinweist. Es sind ja in älteren Quellen vielfach vorkommende und bis in neuere Zeiten bezeugte Strafen, dass man dem Übeltäter Nase, Ohren oder Lippen abschnitt oder ihn auf einem oder beiden Augen blindete. Der Verlust eines Auges galt zuweilen für geringere Strafe als der der Nase; Abschneiden der Lippen scheint besonders die Strafe für falsches Zeugnis gewesen zu sein. Möglicherweise könnte damit die (ja allerdings modern anmutende) Redensart zusammenhängen „eine Lippe riskieren“; und wie es geläufige Wendungen sind, „den Hals, Kopf, Leben an etwas wagen“, so auch vielleicht in Anknüpfung an die gerichtliche Strafe „ein Auge dran wagen“. Man vgl. Jak. Grimm, „Rechtsaltertümer“⁴ II 295 ff., Deutsches Wörterbuch XIII 294 ff. Siebs.

II. Heutzutage, wo die Postkutschen mehr und mehr verschwinden, wäre es wohl auch an der Zeit, die Texte zu sammeln, welche man in verschiedenen Gegenden Deutschlands dem bekannten Postillonrufe untergelegt hat. Zur Kenntnis des Volkscharakters könnten auch sie schliesslich etwas beitragen. Zur Anregung gebe ich einige Proben aus meinen Aufzeichnungen:

(Glatz, Münsterberg, Lüben):

wer dâ will mittefahn,
wer dâ will mittefahn,
där komm mal hie,
där komm mal har!

(Lublinitz): oh du mein lieber Gott,
muss ich schon wieder fort
auf der Chaussee,
auf der Chaussee!

oder: Postmeister ade,
Postmeister ade!

(Dittersbach): Madel von Ditterbäch
hast de ^{mei} {dei ringl noch?
weiss e mal hie,
weiss e mal har!

In Ostpreussen sang man nach der Mitteilung eines Freundes:

Auf der Drei-Dittchen-post
fahn wir nach Insterborch
auf der Chaussee,
auf der Chaussee!

Wer kann weitere Texte mitteilen?

Dr. Olbrich.

III. Vor 20 Jahren (nach mir gewordenen, allerdings unsicheren Mitteilungen sogar noch heute) spielten die Kinder auf bestimmten Strassen in Schweidnitz den „Lövla-mann“, ein Versteckspiel, das aber eigenartige Bedingungen hatte. Der Name geht offenbar zurück auf die „Lauben“, die in Schweidnitz bis zu dem Brande vom Jahre 1716 bestanden. Wer ist imstande, den Verlauf dieses Spieles zu beschreiben? Man würde darnach entscheiden

können, ob es nur im Anschluss an die vorzügliche Schlupfwinkel bietende Örtlichkeit entstand, oder ob sich hier vielleicht eine letzte Erinnerung an das Treiben eines Kobolds erhalten hat, der nach der Volksanschauung diese dunklen Laubengänge bewohnte.

Dr. Olbrich.

Mitteilungen.

Die letzte Sitzung des Jahres 1904 fand am 9. Dezember statt: Professor Dr. Thilenius, Museumsdirektor in Hamburg, hielt den der Gesellschaft freundlich zugesagten Vortrag über „Votivgaben“. Er sprach zunächst über die bei diesen Dank- und Bittopfern besonders bevorzugten Heiligen, unter denen der heilige Leonhard eine grosse Rolle spielt; auf ihn lassen sich die sogenannten „Kettenkirchen“ zurückführen. Sodann wurden einerseits die Opfergaben, aus Wachs gefertigte menschliche Figuren oder Körperteile und ferner Erzeugnisse des Ackerbaus und der Viehzucht besprochen, anderseits die Votivtafeln und -bilder. Der Brauch, Votivgaben zu stiften, lässt sich bei den europäischen Völkern auf frühe Zeiten zurückführen (ist er doch für Deutschland sogar durch den *Indiculus superstitionum* bezeugt), und so könnte man an eine Übertragung antiker Sitte denken; aber die Völkerkunde hat gleiche und ähnliche Bräuche fast überall nachgewiesen. Es ist eben eine begreifliche Phase religiöser Entwicklung, dass den in menschlicher Gestalt erscheinenden Gottheiten von den Menschen die ihnen selber wertvollen Gaben dargebracht werden; eine weitere Ausbildung ist es, wenn an deren Stelle wertlose symbolische Dinge und Scheinopfer treten. Eine kleine Sammlung von Votivfiguren, die zumeist aus bayrisch-österreichischen Gebieten stammten, veranschaulichte die Ausführungen des Vortragenden. — Über das inzwischen erschienene Werk von R. Andree „Votive und Weihgaben“, das den gleichen Stoff ausführlich behandelt, werden wir demnächst berichten.

Am 16. Januar hielt die Gesellschaft gemeinsam mit dem Museumsverein im Vortragsaal des Gewerbemuseums eine Sitzung ab, in der Museumsdirektor Professor Dr. Masner über „neue Aufgaben der schlesischen Volkskunde“ sprach. Der Vortrag ist zu Eingang dieses Heftes gedruckt.

Am 10. Februar fand die Hauptversammlung statt. Zunächst gab der Vorsitzende einen Überblick über die Entwicklung der Gesellschaft während des Jahres 1904, über den Stand der Mitglieder, über die Vorträge und die Veröffentlichungen. Unter anderem teilte er mit, dass unser verdientes Vorstandsmitglied, Dr. Jantzen, aus der Leitung der Gesellschaft scheiden müsse, da er als Direktor der höheren Töchterschule nach Königsberg i. Pr. berufen sei; mit unserem Bedauern verbinden wir den bleibenden Dank für sein Wirken. — Hofkunsthändler Bruno Richter legte als Schatzmeister den Kassenbericht ab. Die Gesamteinnahmen des Jahres 1904 beliefen sich auf 2422,01 Mark, die Ausgaben auf 1888,28, so dass sich ein Überschuss von 533,73 Mark ergibt. Einschliesslich des Kassenbestandes von 2218,84 M., mit dem wir in das vergangene Jahr hineingegangen waren, belief sich der Saldo Vortrag auf 2752,57 Mark. Ausserdem besass der Verein am 1. Januar 1905 an Effekten 3100 Mark. Auf Antrag der

Rechnungsprüfer Professor Dr. Appel und Professor Dr. O. Hoffmann ward dem Schatzmeister Entlastung erteilt und der Dank der Gesellschaft für seine Mithewaltung ausgesprochen. — Der bisherige Vorstand ward auf Vorschlag wiedergewählt und besteht somit aus den Herren: Professor Dr. Siebs (Vorsitzender), Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Nehring (Stellvertreter), Stadtbibliothekar Dr. Hippe (Schriftführer), Museumsdirektor Dr. Seger (Stellvertreter), Hofkunsthändler Bruno Richter (Schatzmeister), Verlagsbuchhändler Max Woywod (Stellvertreter), Professor Dr. Hulwa, Professor Dr. Körber, Rechtsanwalt und Notar Justizrat Pavel, Kgl. Gymnasialdirektor Professor Dr. Feit, Professor Dr. Skutsch, Lehrer Johannes Reinelt (Philo vom Walde). — Sodann behandelte Gymnasialdirektor Professor Dr. Drechsler aus Zabrze das Thema „Der schlesische Bergmann unter und über Tage“; der Vortrag ist in diesem Hefte gedruckt.

Am 24. Februar hielt Fräulein Elisabeth Lemke aus Berlin einen Vortrag zur Volkskunde der westpreussischen Ostseeküste; auf dessen Wiedergabe verzichten wir hier.

Am Himmelfahrtstage, dem 11. Juni, feierte die Gesellschaft ihr elftes Stiftungsfest mit einer Wanderversammlung in Liegnitz, an der sich mehr als 50 Herren und Damen beteiligten. Unter Leitung des Herrn Amtsgerichtsrat Hahn hatte sich dort ein Festausschuss gebildet, der die Teilnehmer vom Bahnhofe durch die Anlagen nach dem Schiesshause geleitete, wo Herr Professor Zumwinkel einen kurzen fesselnden Vortrag über die bauliche Entwicklung und die hervorragendsten Kunstdenkmäler von Liegnitz, besonders das Schloss, die Kirchen und verschiedene alte Bürgerhäuser hielt. Daran schloss sich ein Rundgang durch die Stadt unter Führung der Herren Stadtrat Schöffner, Baurat Pfeiffer und anderer. Um 12 Uhr fand in der ehrwürdigen Aula der Realschule die festliche Sitzung statt, zu der Vertreter der Königl. Regierung, der städtischen Behörden und zahlreiche Gäste erschienen waren. Herr Bürgermeister Charbonnier begrüßte die Versammlung mit einer herzlichen Ansprache, die die wissenschaftliche und nationale Bedeutung der Volkskunde betonte und grossen Beifall weckte. Herr Amtsgerichtsrat Hahn hiess die Gesellschaft im Namen des Altertumsvereins willkommen und wies auf die reichhaltige Ausstellung von Trachten und Hausgeräten hin, die Herr Rentner O. Scholz aus Herzogswaldau zu Ehren des Tages im Saale veranstaltet hatte. Sodann dankte Prof. Dr. Siebs den Herren für ihren Anteil und ihre Bemühungen, namentlich auch Herrn Realschuldirektor Frankenbach, und hielt darauf den angekündigten Vortrag „über die Bedeutung und Ziele der Volkskunde“. Nach einem kurzen Rückblicke auf ihre Entwicklungsgeschichte hob er die nationale Wichtigkeit hervor und zeigte, wie auf ihrem Gebiete Gelehrte und Ungelehrte methodisch zusammenarbeiten können, wie alle Kreise in Schlesien wirken können und sollen zu den hohen Zielen der Gesellschaft, dem weiteren Fortschritte und der Vollendung des grossen Unternehmens „Schlesiens volkstümliche Überlieferungen“. Wo vor allem auch Niederschlesier ihre Kraft einsetzten für solche Arbeit, sei es nicht eben erfreulich, wenn so viele Schlesier gleichgültig zuschauten, und besonders sei es befremdlich, dass gerade der schlesische Adel, der doch die Bedeutung der Tradition schätzen sollte, sich der Sache so wenig angenommen habe. Dann ward gezeigt,

wie Ärzte, Geistliche, Juristen, Landwirte, Lehrer so vieles zu unseren Sammlungen beitragen könnten, und — anknüpfend an die in wenigen Tagen bevorstehende Hochzeit des Kronprinzen — erläuterte der Vortragende die volkstümlichen Grundlagen der bei diesem Hoffeste geübten Bräuche und ihre weitere Ausbildung. Sodann ging er auf die Beantwortung einiger besonders für Liegnitz interessanten Fragen über, indem er die Bedeutung der Redensart „auf die alte Hacke“ und die Etymologie des Namens Liegnitz besprach, wie sie von Herrn Professor Dr. Nehring gegeben war. Als zweiter Redner ergriff Superintendent Lic. Koffmane das Wort zu seinem Vortrage über „die Sprachgrenzen zwischen ober- und niederländischer Mundart in der Liegnitzer Gegend“. Nach einigen Bemerkungen über die Unzulänglichkeit der mundartlichen Sprache in den Werken der meisten neueren Dialektdichter stellte er die wichtigste Mundartengrenze in Schlesien klar: alles links vom Schwarzwasser und in der Katzbachniederung liegende Gebiet sei niederländischer, das übrige oberländischer Sprache, doch biege die Grenze bei Parchwitz aus, und die Sprache stelle sich auch bei Rogau und Koitz in Gegensatz zu der üblichen Trennung; besonders die mundartlichen Übergänge in diesen Grenzgebieten seien beachtenswert. Der Redner wies auf die Diphthongierung des *i* und *o* zu *ei* und *au* hin, hob die Bedeutung älterer Urkunden für die Erkenntnis der Mundarten hervor und stellte als wichtiges Ziel solcher Arbeiten hin, dass die Frage nach der Heimat der Besiedler gelöst würde; hierzu könne besonders die Erforschung der Flurnamen beitragen.

Als dritter Redner sprach sodann Universitätsprofessor Dr. Skutsch über das Thema „Der Name im Glauben und Aberglauben“. Der Vortragende ging davon aus, wie sich der Name für unser Gefühl mit der Person so eng verknüpft, dass er als ein Teil ihrer Wesenheit erscheint, und zeigte dann, wie dies Gefühl zu merkwürdigen und tiefgreifenden Erscheinungen in Sprache, Aberglauben und Glauben geführt hat. Hier werden Person und Name vielfach geradezu als identisch aufgefasst. Wer den Namen eines Geistes weiss, kann ihn damit ohne weiteres zum Erscheinen zwingen. Wie die zauberischen Operationen am Abbild einer Person, insbesondere Bindung und Nagelung, die sog. *defixio*, die Person selbst treffen (vgl. über die „Rachepuppen“ Heft XII S. 114), so geschieht auch mit einer Person alles das, was mit ihrem Namen geschieht. Daher verwendet man neben den Rachepuppen im Altertum die sogenannten Fluchtafeln, Täfelchen aus Blei oder anderem Material, die ursprünglich nichts als den Namen des zu Verzaubernden trugen und wie die Rachepuppen gebunden und mit Nägeln durchbohrt wurden. Erst sekundär hat sich den Namen auf diesen Täfelchen ein erlesenes Arsenal verschiedenartigster Fluchformeln gesellt. Diesem Nebeneinander von Bild und Name als Substrat der Person entspricht es, dass wir Mann und Weib nicht nur als Mannsbild und Weibsbild, sondern auch als Mannsen und Weibsen oder, wie diese Worte noch im Mittelhochdeutschen lauten, als *mannesname* und *wibesname* bezeichnen. In dem durch diese und viele ähnliche Erscheinungen gegebenen Zusammenhang haben in den letzten Jahren Theologen wie Giesebrecht und Heitmüller eine Anzahl alt- und neutestamentlicher Wendungen eingerückt, die allerdings dadurch an Klarheit und Bedeutung nicht unerheblich zu gewinnen scheinen. Dahin gehören z. B. 'Singet dem Herrn und lobet seinen

Namen', 'man danke Deinem grossen und wunderbaren Namen', 'geheiligt werde Dein Name', 'wo zwei oder drei beisammen sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen', ja die Formel 'im Namen Gottes' überhaupt. An den vorhin erörterten Parallelismus von Name und Bild erinnert es, wenn in den zehn Geboten sowohl der Missbrauch des göttlichen Namens als die Anfertigung von Bildnissen Gottes verboten wird.

Nach Schluss der festlichen Sitzung vereinigten sich die Teilnehmer zum gemeinschaftlichen Mahle im Saal des Gasthofes zum Rautenkranz; Professor Siebs brachte einen Trinkspruch auf die gute Stadt Liegnitz aus, Herr Oberregierungsrat von Neefe und Obischau und Herr Stadtverordnetenvorsteher Peikert sprachen auf die Gesellschaft und ihren Vorstand. War vor dem Mahle das Altertumsmuseum unter Leitung des Herrn Stadtbaurat Oehlmann besichtigt worden, so übernahm nunmehr Herr Stadtbaurat Pfeiffer die Führung in dem prächtigen unter dem Kuratorium von Graf Kospoth erbauten Saale der Ritterakademie und in der hochinteressanten Peter-Paul-Kirche. Auch die herrlichen wohlgepflegten Anlagen der Stadt gereichten den Teilnehmern zur Freude und Bewunderung.

Die erste Nummer der „Mitteilungen des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde“ ist den Mitgliedern zugleich mit dem Titelblatte des (aus Heft XI und XII bestehenden) sechsten Bandes der „Mitteilungen“ im Mai zugesandt worden.

Mit bestem Danke verzeichnen wir Eingänge zu unseren Sammlungen und Mitteilungen von Herren Oberlehrer Professor Dr. Bentzinger und Dr. Josef Klapper in Breslau, Lehrer E. Blaschke in Arnsdorf (Post Löwen), Professor O. Knoop in Rogasen, Dr. T. Stäsche in Tarnowitz. — Für jede Mitteilung von volkscundlichem Werte, von Liedern, Sagen, Sprüchen, Sitten, Bräuchen usw. sind wir auch fernerhin aufrichtig dankbar.

Als neue Mitglieder traten unserer Gesellschaft bei: aus Breslau: die Herren Buchhändler Arnhold Blumenreich, Referendar Ditze, Oberlehrer Dr. H. Gröhler, Apothekenbesitzer a. D. Keylich, Schulvorsteherin Fräulein A. Pfeffer, die Herren Landesrat Schober, Geheimer Medizinalrat Universitätsprofessor Dr. von Strümpell, das Königliche Staatsarchiv; von auswärts: die Herren Oberlehrer W. Bräuer in Schluckenau (Böhmen), zweiter Bürgermeister Charbonnier in Liegnitz, Fideikommissbesitzer und Leutnant d. R. Alfred Gilka-Bötzold in Schwusen (Kreis Glogau), Dr. phil. Karl Glöckner in Jauer, Amtsgerichtsrat Hahn in Liegnitz, Superintendent Lic. theol. Koffmaue in Koischwitz bei Liegnitz, Oberlehrer Dr. Merle in Liegnitz, Oberregierungsrat von Neefe und Obischau in Liegnitz, Stadtbaurat Oehlmann in Liegnitz, Kaufmann und stellvertretender Stadtverordnetenvorsteher Peikert in Liegnitz, Königlicher Baurat Pfeiffer in Liegnitz, Fräulein Emma Plätschke in Strehlen, die Herren Stadtrat Schöffner in Liegnitz, Lehrer C. M. Schubert in Liegnitz, Kaufmann Selle in Liegnitz, Professor Zumwinkel in Liegnitz.

Schluss der Redaktion: 24. Juni 1905.

Buchdruckerei Maretzke & Martin, Trebnitz i. Schl.